Ajongs erzählungen

Günter Tessmann

Paul Heinz mit herzlichen Wünschen zum Geburtstag.

22. VIII. 30. Jo. Berdolt.

Ajongs Erzählungen

Mit Genehmigung des Hansa-Verlages für moderne Literatur, Leo Kajet, Berlin und Leipzig, sind die nachfolgenden Märchen dem Werke Günter Tessmann „Die Pangwe“ (Völkerkundliche Monographie) entnommen worden:

1. Die Klage der Schnecke (Seite 22);
2. Wie die Tiere schuld daran wurden, daß sie durch Bogen und Pfeil, durch Angel und durch Stellnetze getötet wurden (Seite 25);
3. Die Schildkröte, der Leopard und der Schimpanse (Seite 85);
4. Der Geieradler und das Mädchen (Seite 159).



Ajong mit den Papageien.

Ajongs Erzählungen

Märchen
der Pangneger

Wiedererzählt und
herausgegeben von

Günter Tessmann

1921
Pantheon-Verlag
Berlin

Buchausstattung nach Originalmotiven der Sangneger.
Umschlagzeichnung der Pappausgabe von Hans Windisch.

Meinem Freunde Eduard Pape
wiedererzählt

Einführung

Die Fang- oder Fanneger, wie man sie früher nannte, gehören zu dem großen Stamme der Pangwe und wohnen in Südkamerun, im spanischen Muni- und französischen Gabungebiet.

Eine dunkle Ecke im dunklen Erdteil!

Die unermeßlichen Ebenen und Hügelketten jener feuchtheißen Gegenden waren mit finsterem, trotzigem, feindlichem Urwald bedeckt, ehe sie die Heimat unserer schwarzen Freunde wurden. Schrecklich, undurchdringlich, in majestätischer Ruhe lag er da, nur in seinen tiefsten Gründen hausten die Tiere der Wildnis: Elefant und Büffel, Leopard und die Antilopen, Gorilla, Schimpanse und das kleine Affenvolk in seinem Gezweige. Durch das schwankende Gewirr seiner Schlingpflanzen und das zitternde Gestiele breitblättrigen Krautes da unten glitt wie eine Schlange der Zwerg, lüstern nach Jagdbeute.

Da kamen sie, die Fang, die ersten Menschen, deren Urväter Ägyptens alte Herrlichkeit geschaut. Der Drang nach Freiheit trieb sie aus fernem Nilland nach Westen,

der sinkenden Sonne nach — dem großen Geist, aller Menschen Vater, nahe zu sein.

Aufrecht und stark schritten sie daher in den Spuren ihrer Bahnbrecher, der Elefanten — nicht einzeln, nein, in großen Trupps, einer hinter dem andern, mit Schild und Lanze bewaffnet, singend und schwatzend, daß die Antilopen sich scheu ins dunkle Buschwerk drückten und die sonst so neugierigen Meerkatzen mit allen vier Händen in die Kronen griffen zur schleunigen Flucht — mit Recht, denn der vergiftete Mordpfeil lauerte auf der Armbrust. Allem Lebenden waren sie feind, und der Zwergmensch floh die lauten Gesellen, die seine stillen Urwälder entweihten und seine Genossen mordeten, als wären sie Tiere der Wildnis.

Auf einem breitrückigen Hügel machten sie halt und beredeten sich. — Jetzt wehe dir, schöner schweigender Wald, jetzt wehe dir, armes Tierchen, das nicht die Schnelligkeit der Beine oder Flügel von dannen trägt! — Denn schon schlugen sie um sich mit den breiten Eisen, die sie dem Schoß der Erde durch Zaubers Macht entwunden.

Da fiel ein Blatt nach dem andern, Strauch um Strauch, Bäumchen um Bäumchen und die letzten Aufrechten, dicke Lianentaue, umklammerten, wie schützend, die verblutende Pflanzenwelt — vergebens! Ein so rohes Wüten sah der entsetzte Urwald noch nie. Dahin war seine jungfräuliche Schönheit. Mit frechem Lächeln tastete sich die Sonne in die verwüsteten Gründe

hinab. Noch verhüllte er ihr schamvoll das Letzte. Aber auch das fiel:

Die Leute kamen wieder und warfen Feuer in das trockene Laub des erstorbenen Gebäumes. Im Nu griffen die Flammen um sich. Sie verzehrten die Leichen aller Kinder der trauernden Flora. Wild leckten sie an den Riesenbäumen, die noch aufrecht standen, hoch und zehrten an dem Leib der Ohnmächtigen. Man häufelte trockene Äste um die Stämme und tiefer und tiefer fraß sich die Glut in ihr Gedärm, bis sie nach langer Qual sich auf die Seite neigten und mit donnerndem Getöse niederbrachen, alles dürre Buschwerk mit sich reißend und zermalmend.

Bald war in dem Flammenmeere aufgegangen, was man durch Abhauen für den Tod bestimmt hatte. Breite Lücken waren in das Meer der Bäume gerissen, und helles Licht flutete hinein. Nur hier und da hatte ein ganz großer Waldriese der Flammenglut widerstanden und ragte einsam als Zeuge einstiger Urwaldherrlichkeit über grauer Asche und verkohltem Astwerk. Die Leute aber räumten all dies schwarze Gestänge beiseite und legten es in Reihen, die zur Abgrenzung der Felder dienten. Dazwischen machten sie alles schön sauber, so daß nur die Stümpfe der Bäume aus der nackten Erde hervorragten.

Und nun watschelte es heran, schwerfällig, gelbe Messingringe an den Armen und Beinen und um den Hals, bunte Perlenschnüre um Brust und Lenden,

Federbüschel und eitles, stark duftendes Flechtwerk auf buntgeschmücktem Kopfe: das Weibervolk. Das legte Nüsse und Zweigstücke und Samen in den Schoß der allgütigen Erde.

Die Zeit der Regen kam und so wurde der verbrannte Boden neu befruchtet. Wo vorher nur die Natur gesäet und aufgezogen hatte, wuchs das heran, was Menschenhände gepflanzt und beschützt hatten. So gedieh all das schwache Pflanzenzeug, das fremd hier war. Die Tiere, die, aus ihrem Heim vertrieben, sich bald wieder nach den alten, liebgewordenen Plätzen umsahen, bemerkten mit Erstaunen die neuen Nutzpflanzen, die sie noch nie gesehen: Die niedrige Erdnuß mit den vierteiligen Blättchen und gelben Blüten, den hochgewachsenen Mais mit seinen roten Federbüschen in den Achseln seiner Triebe, die Kassave mit den fingerförmigen Blättern, die rankende Kürbispflanze Ngon, die schattige Banane, halb Kraut, halb Baum.

Und als die Pflanzen erstarkt waren und gute Frucht trugen, kamen die Leute wieder, Männer und Weiber, und diesmal blieben sie. Aus breiten Blättern und Zweigen schafften sie sich vorläufige Unterkunft, wo sie vor den schlimmsten Unbilden der Witterung geschützt waren, und bald entstand hie und da nach vorbedachtem Plane eine Hütte — erst das Gerüst aus Pfählen, dann das Sparrenwerk aus den Blattstielen der Raphiapalme, die man im Sumpf geschlagen, dann die Wände ringsum aus Rindenstücken und schließlich das Dach, gedeckt

mit Matten aus Fiederblättern jener Palme — in mühsamer Arbeit hergestellt, indem man eins an das andere legte und mit Splitterchen zusammenheftete.

Ja, sie hatten genug zu tun, die Neuen. Sie arbeiteten fieberhaft. Alles wollte erobert, bezwungen, bedacht werden. Keine gütige Natur spendete ihnen warme Höhlen oder süße Früchte. Im Schweiße ihres Angesichts mußten sie arbeiten. Alles und jedes neidete ihnen der beleidigte Urwald. Ihre Nutzpflanzen suchte das Kraut, das vorher bescheiden ein sonnenloses Dasein geführt, zu überwuchern und zu ersticken. Antilopen und Büffel verzehrten die saftigen jungen Blätter, Schweine und Elefanten verwüsteten die Pflanzungen. An ihren Hütten riß der Sturm, der jetzt freie Bahn hatte; auf das Dach trommelten die Bäche, die vom grauen Himmel tagaus tagein herniederstürzten, und drangen durch Lücken und Risse ins Innere. Die Tiere aber ließen sich nicht mehr so leicht übertölpeln und abschlachten, bei dem geringsten Anzeichen von Menschennähe flohen sie in die Bergklüfte und Sümpfe.

Aber das Feuer, die starke Himmelsmacht, war mit den Menschen und half ihnen, die Natur zu überwinden, half ihnen das Eisen zu erweichen und in handliche Form zu bringen, um Ackergeräte und Jagdwaffen herzustellen, half ihnen gegen Feuchtigkeit und Kälte, half ihnen, die Feldfrüchte und das Wildpret zu bereiten, half ihnen, die Angriffe der bösen Treiberameisen und anderen Getiers abzuwehren. Mit Hilfe

des Feuers, nicht allein aus sich selbst, besiegten sie die Natur.

Überall, wohin der schwarze Mann kam, zwang er den Geist des Waldes, ihm seine Kinder auszuliefern. Ein großes Morden setzte ringsum ein: Die Männer zogen in den Wald weit fort dahin, wo sich Schirrantilope und Schopfantilope, Hamsterratte und Quastenstachler, Wildschwein und Büffel geflüchtet hatten, hoben tiefe, aber schmale Gruben aus und deckten sie mit Zweigen und dürrem Laub zu. Auch stellten sie Schlingen und klug ausgedachte Fallen auf die Wechsel und hingen über die Äste schwere Eisen, die dem darunter hinziehenden Wild in den Nacken sausten. Was nicht dem Speer und der Armbrust zur Beute fiel, geriet in Gruben und Schlingen und Fallen. Von Zeit zu Zeit zogen alle die Dorfgenossen zusammen aus mit Netzen, die sie aneinanderstellten und in die sie durch schrecklich laute Treiber die zu Tode erschrockenen Tiere hineinhetzten. Das Flüßchen mußte es sich gefallen lassen, durch eine Mauer aus Blättern abgesperrt zu werden. In die Lücken dieser Mauer waren sinnreich eingerichtete Reusen gesetzt, so daß die armen Fische, die ihren Weg verfolgen wollten, hineingerieten und gefangen wurden. Man errichtete sogar große Fischwehren im Strombett. Stieg das Wasser, so trieb die reißende Strömung die Fische auf die großen Bretter, die schief zur Oberfläche des Wassers an der Wehr angebracht waren, und tausende mußten sich darauf elendiglich ver-

zappeln, bis sie, noch lebend, in die großen Tragkörbe geworfen und von den Frauen nach den Wohnstätten getragen wurden.

So entstand das Dorf, das die Fang Alén nannten, nach einer Ölpalme, die sie im Anfang auf die Lichtung ausgepflanzt hatten und die jetzt zu einem stattlichen Baume erwachsen, gerade auf dem Dorfplatze stand.

Im Dorfe aber waren andere Männer tätig, die Jagd und Fischfang nicht sonderlich lockte, das waren die Künstler. Sie trieben Handwerke — aber aus Kunstsinn, nicht aus Erwerbssinn wie wir — sie bauten ein Schutzdach über einen Feuerplatz und machten sich einen Blasebalg und eine Tonröhre. Dann begannen sie das Roheisen, das sie von weit her erhandelt, zu Geräten auszuschmieden — je nach dem, wie es jedem gegeben war: der eine machte Axtklingen und rohe Messer, der zweite Speere und der dritte Schmuckringe oder Schwerter mit fein verzierter Grundfläche. Noch andere aber, die Denker, pflegten die Geheimnisse der Religion, die sie vor den andern — die nicht denken mochten — in greifbarer Form zum Ausdruck brachten. Sie errichteten auf heiligen Plätzen riesige Figuren aus gelbem Lehm, mit bunten Kreisen und Sternen geschmückt, mit starren Augen aus roten Früchten und einem tiefen Loch in der Mitte, das alle die geweihten Medizinen enthielt, die den reinen Lehm von vorher zu der Gottheit machten. Die Knaben wurden

in dreitägigen Festen, die sie das Unbegreifliche ahnen ließen, eingeweiht. Keine Frau durfte das Heilige je erblicken, denn sie ist dem Göttlichen fremd und ein unheiliges Wesen.

Und dann waren da noch welche, die aus der Mischung von Künstler und Prophet: das waren die Märchenerzähler. Was sie uns sagen, das klingt uns so vertraut, wie ein Erlebnis aus unserer Kinderzeit, und doch liegt ein tiefer Sinn in dem allen, ein Sinn, den man nur ahnen, nicht mit dem Verstande erfassen kann. Da gibt es Märchen, die belehren, und Märchen, die irgend etwas Sonderbares erklären, und Märchen, die unterhalten sollen.

Doch nicht ist es an der Zeit, am lichten Tag von diesen Dingen zu sprechen. Des Tages Werk, der rücksichtslose Kampf ums Dasein, das harte schrille Getöse der Arbeit ist dem Märchen abhold.

Aber des Nachts, wenn der Mond sein silbernes Licht auf die breiten Blätter der Bananen ausgießt, wenn die Pflanzung in zauberhafter Beleuchtung leise atmet, wenn das langgedehnte sanfte Flöten des Nachtvogels so geheimnisvoll erklingt, der Schrei des Nachtaffen, das Weinen des Fleckenrollers, das Huhuh der Eulen — dann ist die Stunde der Märchen gekommen. Dann rücken alle um das Feuer in der niederen Hütte, der Erzähler setzt sich mit wichtiger Miene auf den Ehrenplatz — den kleinen Schemel mit dem schön geschnitzten Rand — und fängt so an, wie alle Märchen

beginnen: Es war einmal. Und die Zuhörer sind andächtig dabei und fallen an der richtigen Stelle mit dem Rundgesang ein.

Ich aber liege bei ihnen auf den Stangen des Ruhebettes, den Kopf in die Hand gestützt und lausche den sinnigen Geschichten und freue mich des Wohlklangs der Sprache meiner schwarzen Freunde. Von Zeit zu Zeit legt der Erzähler, mein alter Ajong-Boka, die verglimmenden Scheite aneinander, daß die Flammen aufs neue daraus hervorschlagen und die dunklen Gesichter mit dem Weißen in dem Augapfel und den blinkenden Zähnen unheimlich leuchten.

Ich kenne sie schon alle genau, die Märchengestalten: die schlaue Schildkröte, den dummen, rohen Leoparden, die kluge Zwergantilope, den Witzbold von Papagei, den Menschenfresser und alle die andern. Aber allabendlich, wenn der Mond so unbeschreiblich silbernes Licht auf die Erde gießt und die tiefen Schatten noch dunkler erscheinen läßt, wenn das Heimweh mich packt und die Sehnsucht nach denen, die ich liebe, so gehe ich zu meinen schwarzen „Kindern" in ihre kleine Hütte und bitte sie wieder, mir schöne Märchen zu erzählen, bis sie vorgeben, müde zu sein.

Am nächsten Abend aber komme ich wieder und dränge von neuem:

Ajong, erzähle!

Oh, Massa, ich weiß keine mehr!

Du lügst, du weißt noch welche!

Sieh mal, ich habe dir gestern zwei erzählt und vor zwei Tagen und davor und davor — und nun weiß ich keine mehr.

Nun man zu!

Wozu willst du alle die Märchen von uns schwarzen Buschleuten wissen?

Weil ich sie meinem Freunde wiedererzählen will!

Wie heißt dein Freund?

Edel.

Edel? Weiß er auch Märchen?

Ich denke ja, seine Mutter erzählt ihm wohl welche!

O ja, mir erzählt meine Mutter auch immer welche.

Na siehst du, also mal los!

Massa!

Ajong, ich seh' es dir an, du hast noch mindestens ein halbes Dutzend auf Lager!

Schenkst du mir denn auch was dafür?

Natürlich, wenn die Märchen so schön sind, wie die gestern und davor und davor!

Sieh mal, solch ein kleines Messer mit den zwei Klingen, die so zusammenklappen, das habe ich noch nicht. Gibst du es mir dafür?

Na ja, aber du mußt dann auch mindestens drei Märchen erzählen, denn ein solches Messer ist ein großes Ding!

Soh, drei Märchen! — Massa! Wie soll ich drei Märchen erzählen? Ich weiß nur zwei heute, das Messer hat doch auch nur zwei Klingen!

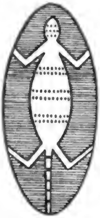
Ajong, du bist der größte Gauner deines Stammes!

Und der größte Märchenerzähler! Wer kann dir so schöne Märchen erzählen wie ich? Du bist ein reicher Mann und kannst schon ein kleines Geschenk dafür geben!

Na, weil du es bist, also zwei — aber schöne lange Märchen!

Für das Messer, nicht wahr?

Ja, ja, du bekommst es schon. Nun auch schnell, wir warten schon alle!



Die Geschichte vom Melámela

Einst wohnten alle Tiere zusammen in einem Dorfe. Da sie aber kein Fleisch hatten, beschlossen sie alle auf Jagd zu gehen. Sie machten also Hütten an einer Stelle im Busch und begannen Tierfallen aufzustellen. Nun aber konnten sie doch nicht ganz ohne etwas Nasses im Busch sitzen, sie beschlossen also, Palmwein zu machen und bestellten das Zwergböckchen dazu, den Palmwein zu bereiten. Das ging nun auch hin nach dem sumpfigen Platze, wo sich viele Raphiapalmen befanden und machte den Palmwein zurecht. Dann setzte es sich hin, um aufzupassen, daß niemand den Palmwein stehle.

Nun lebte aber nahe jener Stelle ein schreckliches Geschöpf im Busch, das hatte Menschengestalt, war aber am ganzen Körper mit großen und kleinen Hörnern und Zähnen bedeckt, davon waren die größten so groß wie Elefantenzähne. Dieses schreckliche Wesen hieß Melámela. Wenn es ausging, sagte es: „Ich frage hier keinen, ich gehe aus, ich gehe ein, denn alles Gebiet hier gehört mir. Ich brauche keinen zu fragen." Und dann schlug es mit seinen Hörnern zusammen, daß

es laut durch den Wald klang: mbóng, mbóng — mbóng, mbóng. Kaum hatte sich das Zwergböckchen hingesetzt, als es dieses unheimliche Geräusch ganz nahe hörte. Da sagte es sich: „Was ist denn das für ein schreckliches Wesen, das solchen Laut hervorbringt; na, ich werde ja sehen!" Bald kam auch Melámela hervor und sagte zum Zwergböckchen: „Was ist das für ein Palmwein?" Da sagte das Zwergböckchen: „Der gehört allen Tieren, denn sie sind alle zusammen im Busch und wollen den Wein trinken." Da sagte Melámela: „Gib den Palmwein gleich her." Das wollte das Zwergböckchen aber nicht. Da meinte Melámela: „Dann werde ich einmal davon kosten." Das Zwergböckchen erwiderte: „Das kannst du nicht, denn es ist der Palmwein der Tiere." Da sagte Melámela: „Was?" Ergriff das Zwergböckchen, drehte dem armen Tiere den Kopf ab und nahm ihn mit nach Hause, den Körper aber ließ er liegen. So pflegte er es nämlich immer zu tun.

Als nun die Tiere sahen, daß das Zwergböckchen nicht wiederkam, gingen sie zur Stelle und fanden seinen Leichnam vor, aber ohne Kopf. Da wunderten sie sich und klagten sehr. Kurze Zeit darauf aber sagten sie: „Wer ist denn nun an der Reihe, auf den Palmwein aufzupassen?" Das war die Hamsterratte, denn sie war mit dem Zwergböckchen zusammen gekommen. Da ging die Hamsterratte denn auch traurig hin und paßte auf den Palmwein. Nicht

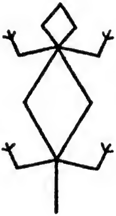
lange, hörte sie, wie es im Dickicht erklang: Mbóng, mbóng — mbóng, mbóng, und eine böse Stimme rief: „Ich frage hier keinen, ich gehe aus, ich gehe ein, denn die ganze Gegend gehört mir. Ich brauche hier keinen zu fragen." Da sagte sie zu sich: „Oh weh, da ist das böse Tier, welches das Zwergböckchen getötet und ihm den Kopf abgerissen hat. Nun wird mich dasselbe Schicksal ereilen." Da kam Melámela hervor und fragte sie: „Hast du Kassave zum Essen da?" Die Hamsterratte sagte: „Nein." Da meinte Melámela: „Komm, ich besitze etwas Fleisch, wenn du deine Kassave holst, können wir ein schönes Essen zurechtmachen", und zeigte ihr das Fleisch. Da war die Hamsterratte einverstanden und sagte: „Das machen wir so." Darauf machte sie Feuer und gab dem Melámela von der Kassave ab (sie hatte also doch welche und zuerst gelogen, weil sie meinte, sie müßte die Kassave ohne Entgelt abgeben), Melámela aber gab ihr nur einige Hautfetzen, die sie auch aufaß. Kaum war sie fertig, sagte Melámela: „Wo ist das Fleisch, das ich dir gab?" Da sagte die Hamsterratte: „Oh, ich habe dir doch viel Kassave gegeben, du aber hast mir nur einige schlechte Stücke Fleisch gegeben, und die habe ich soeben aufgegessen." Da zog Melámela seine Kassaverollen unter dem Arme hervor und sagte: „Deine Kassave ist hier, ich will sofort mein Fleisch zurück." Da sagte die Hamsterratte: „Ich kann es dir nicht geben, denn ich habe es ja aufgegessen." Da sagte

Melámela: „Was sagst du?" Er ergriff die Hamsterratte, riß ihr den Kopf ab und nahm ihn mit nach Hause, den Körper aber ließ er liegen. Als nun auch die Hamsterratte nicht zurückkam, war wieder große Trauer im Lager der Tiere, aber sie bestellten sofort ein anderes Tier zum Aufpassen auf den Palmwein. Aber dem erging es nicht besser, ebenso allen anderen Tieren, die geschickt wurden, sie alle tötete Melámela und riß ihnen die Köpfe ab. Schließlich waren von den Tieren, die ausgegangen waren, nur noch fünf da — Elefant, Leopard, Büffel, Schwein und Schildkröte —, aber keines wollte mehr hingehen, denn sie glaubten, sie würden ebenfalls getötet werden, die Schildkröte allein sagte: „Ich werde hingehen."

Am andern Tage ging sie auch hin, um auf den Palmwein zu passen, und es dauerte nicht lange, als es im Sumpf erklang: Mbóng, mbóng — mbóng, mbóng und Melámela grimmig rief: „Ich frage hier keinen, ich gehe aus, ich gehe ein, denn alles hier gehört mir. Ich brauche keinen zu fragen!" Da dachte die Schildkröte: „Aha, jetzt kommt er." Melámela aber kam und fragte: „Hast du Kassave da, wir wollen uns Essen machen?" Da sagte die Schildkröte: „Gut, mache das Feuer, ich will dann das Essen kochen." Als alles fertig war und sie anfangen wollten zu essen, aß die Schildkröte nicht mit. Da fragte Melámela: „Hast du keinen Löffel?" Die Schildkröte sagte: „Nein." Da sagte Melámela: „Ißt du denn nicht mit einem Löffel

aus Bananenblatt?" Die Schildkröte sagte: „Nein, ich kann das nicht, ich habe so kurze Hände, daß ich fürchte, in den Topf zu fallen; gib mir aber bitte Essen." Da fragte Melámela: „Wie soll ich das machen?" Da sagte die Schildkröte: „Oh, du mußt das Essen zwischen deine Lippen nehmen und es mir hinten zwischen mein Schild einflößen, denn das ist meine Ernährungsweise." Das tat denn auch Melámela; aber kaum hatte er das Essen und seine Zunge zwischen das Schild der Schildkröte gesteckt, als sie die beiden Platten zusammenkniff und die Zunge des Melámela einzwängte, so daß er gefangen war. Er bat zwar und schalt: „Das ist doch keine Art und Weise, Freunde an der Zunge zu fangen." Aber die Schildkröte ließ nicht locker, sondern schrie ganz laut durch den Wald: „Ich habe ihn, kommt, kommt", so daß alle Tiere dies hörten und herbeigelaufen kamen, nur das Schwein war zum Wasserholen gegangen. Da wunderten die Tiere sich sehr und sagten: „Das ist also das Wesen, das dem Zwergböckchen und der Hamsterratte und allen anderen Tieren so übles getan hat." Darauf aber schlugen sie den Melámela mit ihren Knüppeln solange, bis er tot war. Dann aber nahmen sie sich alle seine Sachen; der Elefant, der vorher keine Stoßzähne hatte, nahm sich die größten, denn, so sagte er, „das kommt mir zu, da ich ein großer Mann bin." Der Leopard nahm vier kleinere, das wurden seine Reißzähne, der Büffel nahm zwei größere, das wurden

seine Hörner, allein die Schildkröte wollte keine nehmen. Schließlich kam das Schwein noch angelaufen; es fand aber nur einige krumme Hörner vor, die die andern Tiere hatten beiseite geworfen. Die nahm es nun an sich, und das wurden seine krummen Hauer.



Die Haustiere

Zuerst wohnten alle Tiere zusammen im Busch. Da war eines Tages das Feuer ausgegangen, und die Tiere schickten das Huhn in das nächste Dorf, um Feuer zu holen. Das ging auch hin, und als es am Feuer saß, sagte es zu sich: „Nun, mir ist hier ganz wohl, was habe ich denn noch da hinten im Busch weiter zu suchen?" Und es blieb. Die anderen Tiere warteten lange vergeblich auf das Feuer, und als das Huhn immer noch nicht wiederkam, schickten sie den Hund und schärften ihm ein, ja schnell wiederzukommen. Der Hund sagte: „Aber natürlich, ich bin nicht so ein Mann wie das Huhn! Ich weiß, was sich schickt." — Und ging. Kaum war er aber im Dorf angekommen und saß am wärmenden Feuer, als er sich sagte: „O was soll ich denn wieder zurück, es ist hier ja wunderschön?" Die anderen Tiere warteten aber lange vergeblich, und als sie merkten, daß der Hund nicht wiederkam, sagten sie zur Ziege: „Geh du hin, du mußt aber gleich wiederkommen und es nicht so machen wie die andern." „O nein," sagte die Ziege, „ich bin doch nicht so rücksichtslos wie die anderen beiden, ich bin ein anständiger

Mann." Als die Ziege nun ins Dorf kam und ans Feuer, hatte sie aber ihre guten Absichten ganz vergessen. Sie beeilte sich gar nicht, sondern ging ums Haus, dahin, wo der Abfallhaufen war, wo sie viele Plantenschalen fand, die sie fraß. Da sagte sie zu sich: „Was soll ich denn eigentlich wieder zurück? Hier gefällt es mir viel besser."

So bekamen die Tiere kein Feuer, aber Huhn, Hund und Ziege sind Haustiere geworden, und daher stammt auch die Redensart, die man anwendet, wenn man jemanden ausschickt, etwas zu holen:

„Du mußt es aber nicht so machen wie Huhn, Hund und Ziege."

Das tote Flugeichhörnchen

Ein Flugeichhörnchen, das einst auf Wanderschaft gegangen war, wurde von einer Schlange totgebissen und blieb am Wege liegen. Da kam eine Zwergantilope des Weges daher, sah das tote Flugeichhörnchen und sagte zu sich: „Oh, was ist das für eine Familie; ich sehe, es hat Füße wie ein Säugetier, der Kopf ist wie bei einem Säugetier und sonst ist alles wie ein Säugetier — nur die Flügel: Das ist kein Tier meiner Familie." Da ging die Antilope zur Hamsterratte und forderte diese auf, den toten Mann zu begraben. Die kam auch mit der Zwergantilope, aber als sie das Flugeichhörnchen sah, sagte sie: „Oh, ich sehe, dieses Geschöpf hat dieselben Füße wie ich, die Zähne, Kopf und Haare, alles ist ähnlich — aber wie kommt es zu den Flügeln? — Ich kenne dies Tier nicht, es ist nicht zu meiner Familie gehörig!" Darauf rief die Hamsterratte den Quastenstachler. Aber als dieser kam, sagte er: „Ja, alles stimmt bis auf die Flügel. Die erkenne ich nicht an, und dies Tier ist nicht von meiner Familie." So kamen alle anderen Säugetiere, aber keines wollte

den Toten als Verwandten anerkennen. Da ging man zu den Vögeln. Zuerst rief man den Papagei. Aber auch der schüttelte den Kopf und sagte: „Ja, Flügel hat es freilich, aber der Kopf, die Krallen und das andere: das Haarwerk ist nicht wie bei uns, wir können so was nicht anerkennen." Nicht besser ging es mit den andern Vögeln. Alle sagten, das Flugeichhörnchen gehöre nicht zu ihnen. So blieb das tote Flugeichhörnchen unbegraben liegen, und man sieht daraus, daß dieses Tier eine besondere Familie bildet und weder zu den Säugetieren noch zu den Vögeln gehört.



Die Klage der Schnecke

Einst wohnten alle Tiere in einem Dorf, die Schnecke mit ihrer Mutter allein bewohnte ein anderes. Einmal trat nun eine große Hungersnot ein, und alle Tiere magerten ab, da sie sich nur elend von Kräutern und Früchten, die sie im Walde auflasen, ernährten. Die Schnecke ging auch täglich in den Wald und fand einmal sehr schöne Pilze. Die nahm sie nun mit zu ihrer Mutter und sagte: „Aha, schon haben wir eine gute Speise, wir werden sie aufbewahren und morgen auch davon leben können." Da legte sie sie auf ein Röstbrett, um sie zu trocknen. Am nächsten Tage ging die Schnecke wieder in den Wald und suchte mehr Pilze. Als sie wieder zu Hause ankam, fand sie nichts als einen Schmutzhaufen, der von den Pilzen noch übriggeblieben war, vor. Da sagte sie zu ihrer Mutter: „Oh, du hast nun alle Pilze durch deine Unachtsamkeit verdorben, siehe morgen besser zu." Da legte sie denn die neuen Pilze auch auf das Röstbrett, um sie zu erhalten, und ging am nächsten Tage wieder an dieselbe Stelle und fand neue Pilze, die der Regen

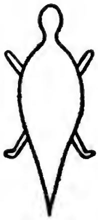
hervorgebracht hatte. Erfreut ging sie mit ihrem Hund nach Hause, fand aber wieder alle Pilze vom vorigen Tag verdorben vor. Da sagte sie zu ihrer Mutter: „Oh, meine Mutter, ich gehe jeden Tag in den Wald, um Essen zu suchen; wenn ich dann wiederkomme, ist alles verdorben durch deine Trägheit. Ich will das nun nicht mehr leiden, paß mir besser auf!" Da ging die Schnecke den nächsten Morgen früh wieder auf die Suche, nachdem sie die Pilze zum Trocknen hingelegt hatte. Als sie zurückkam, war alles wie früher verdorben. Da wurde sie sehr zornig und sagte zu ihrer Mutter: „Dies ist doch zu arg. Ich gehe stets die Pilze mit großer Mühe suchen, und wenn ich sie gefunden habe, verdirbst du sie! Nun bin ich aber deiner überdrüssig!" Da nahm sie ein Holzscheit und schlug im Zorn auf die Mutter los und traf sie gerade auf die Nase, so daß sie auf der Stelle tot umfiel. Die Schnecke begrub dann ihre Mutter.

Monate waren verflossen, und die Zeit des Säens war gekommen. Alle Tiere hatten fleißig Busch geschlagen, ihn trocknen lassen, Feuer hineingelegt und alles so weit in Ordnung gebracht, daß die Frauen mit dem Legen von Erdnüssen und Mais beginnen konnten. Das war eine hilde Zeit! Wer nicht eine Frau hatte, für den säte seine Schwester oder Tante, oder wer selbst die nicht hatte, dem half seine Mutter, die Farm zu besäen. Nur die Schnecke saß einsam in ihrem Dorfe. Kein Mensch half ihr, da sie keine Schwester und

keine Frau hatte. Ihre Mutter aber!? Die hatte sie selbst im Jähzorn erschlagen, und sie mußte nun furchtbaren Mangel leiden. Da ergriff die Schnecke große Traurigkeit und Reue um ihre schlechte Tat. Sie stand auf, ging in den Wald und klagte laut und rief:

„Oh, hätte ich das gewußt, als ich meine Mutter um nichts tötete!"

Und wenn du nun abends den klagenden Ton im Busch hörst, so weißt du nun: das ist die Schnecke, die um ihre erschlagene Mutter klagt!

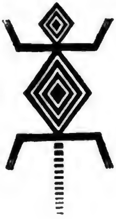


Wie die Schildkröte die Tochter Essamniamaböges freite

Von allen Tieren sind doch die Schildkröte und die Spinne die klügsten. Die Spinne kann ein Tau machen, das vom Himmel bis zur Erde reicht, und der Schildkröte ist es gelungen, auf diesem Wege in den Himmel zu kommen. Die Geschichte hat sich folgendermaßen zugetragen:

Einst kamen Essamniámaböges Söhne, zwei an der Zahl, an einem langen Tau, das die Spinne gemacht hatte, vom Himmel herab zur Schildkröte, da sie gehört hatten, daß diese viel Geld hätte, und fragten sie, ob sie nicht ihre Schwester, die Tochter Essamniámaböges, heiraten wolle. Die Schildkröte war auch gleich damit einverstanden und packte zwei große Körbe voll Geld. Dann gab sie ihrem Sohne den Auftrag, dieses Geld den Söhnen Essamniámaböges zu geben. Sie selbst ging heimlich zwischen die beiden Körbe, die der Sohn der Schildkröte nun aufeinanderschnürte. Die Söhne Essamniámaböges waren nun heilfroh, denn sie glaubten, daß die Schildkröte gar nicht imstande sei, in den Himmel zu kommen und die Braut abzuholen. So nahmen sie denn die Körbe von dem Sohn der

Schildkröte in Empfang und stiegen damit an dem Tau wieder in den Himmel. Als sie nun unter Lachen und Witzemachen das Geld auspackten, stieg zu ihrem Erstaunen die Schildkröte daraus hervor und sagte: „Seht, da bin ich schon!" Wohl oder übel mußte Essamniámabóge nun der Schildkröte seine Tochter geben, und als das junge Paar einige glückliche Tage im Himmel verlebt hatte, mußte die Spinne der Schildkröte ein anderes Tau machen, an dem sie mit ihrer neuen Frau wieder zur Erde hinabstieg.



Die Tiere und die Faserpflanze

Einst sagte die Schildkröte zu der Antilope, sie möge alle Tiere zusammenrufen zu einer großen Sache — Säugetiere, Vögel und Fische. Das geschah auch, und zum angegebenen Tage füllte sich das Versammlungshaus der Schildkröte mit allen Säugetieren, Vögeln und Fischen — niemand war zurückgeblieben. Nun nahm die Schildkröte das Wort und sagte: „Freunde, ich habe euch zusammengerufen wegen einer großen Sache. Es ist nämlich eine Pflanze im Walde, die müßt ihr ganz aufzehren; falls ihr das nicht tut, werdet ihr sterben!" Da fragten die Tiere: „Was ist das für eine Pflanze?" Darauf erwiderte die Schildkröte: „Kommt nur mit, ich werde sie euch schon zeigen!" Da gingen alle Tiere mit ihr, und die Schildkröte führte sie auf einen Platz, wo der Urwald niedergeschlagen und abgebrannt war, damit dort eine Pflanzung entstehe. Dort waren die Schößlinge der Faserpflanze neu emporgesprossen. Diese zeigte nun die Schildkröte den Tieren und sagte: „Hier ist die Pflanze, von der ich euch gesagt habe, ihr müßt sie essen,

wenn ihr nicht sterben wollt!" Da wunderten sich die Tiere alle sehr und wollten nicht darangehen, denn sie kannten die Pflanze nicht als Nahrungsmittel. Die Schildkröte sagte: „Gut, ganz wie ihr wollt, ich sage bloß, wenn ihr die Pflanze nicht essen wollt, so werdet ihr sterben!" Da kamen die Fische näher heran und legten die Blätter in den Mund. Als sie aber den bitteren Geschmack wahrnahmen, aßen sie nicht weiter davon, sondern liefen weg und stellten sich im Hintergrunde auf, um der weiteren Entwicklung der Dinge zuzusehen. Die Säuger und Vögel wollten aber die Pflanze auch nicht essen, sondern liefen alle weg in den Busch.

Nicht lange dauerte es, da waren die Schößlinge ziemlich groß geworden, und Jungen kamen, die schnitten sie ab, machten ein Tau daraus, knoteten es an einen Bogen aus Raphiarinde, nahmen Pfeile aus Raphiarinde und gingen in den Busch. Da hörte die Schildkröte, wie der Pfeil von der Sehne schnellte, und schon stürzte ein Vogel tödlich getroffen ins Gebüsch. Da ging die Schildkröte an den Vogel heran und sagte: „Siehst du! Was ist der Grund, daß du nicht die Pflanze essen wolltest? Nun ist es so gekommen, wie ich gesagt habe. Hättest du diese Pflanze gegessen, so wärest du nicht gestorben!" Dann schlug sie sich seitwärts in die Büsche. Ein andermal machten Leute ein Tau aus der Faserpflanze, banden es oben an eine Raphiablattstielrippe, knüpften unten ans Tau einen Angel-

haken und gingen zum Wasser. Wub!, hatten sie schon einen Fisch gefangen. Die Schildkröte aber ging an den sterbenden Fisch, der im Grase lag, heran und sagte: „Siehest du nun!? Habe ich nicht gesagt: ‚Wenn ihr die Pflanze nicht eßt, so werdet ihr sterben!‘ Nun habe ich richtig prophezeit!“ Andere Leute aber kamen wiederum, machten Taue aus der Pflanze, knüpften sie zu einem Netze zusammen und stellten dies im Urwald auf, indem sie es ordentlich an der Seite befestigten. Nun trieben sie den Urwald ab, und eine Antilope verfing sich in dem Netz, und die Leute kamen, sie zu töten. Da ging die Schildkröte zu ihr und sagte: „Siehst du! Warum wolltest du nicht die Pflanze essen, von der ich sagte, ihr würdet alle sterben, wenn ihr sie nicht vertilgen würdet? Nun ist meine Voraussagung in Erfüllung gegangen, und du mußt sterben!“

Das Märchen von Etakollo und der kranken Frau

Es war einmal ein Mann namens Etákollo. Dieser hatte sich aufgemacht und Vogelfallen verfertigt sowie ein kleines Buschhaus, in dem er während dieser Zeit schlief. Eines Abends wachte er plötzlich aus dem Schlafe auf und hörte einen schönen Gesang. Er stand auf, um einmal nachzusehen. Siehe da: es war ein schönes Mädchen, das blieb stehen, als es Etakollo sah, und er nahm es mit ins Buschhaus, wo das Mädchen sagte: „Laß uns ins Dorf gehen." Etakollo antwortete: „Nein, ich habe keine Lust." Da sagte das Mädchen: „Etwas Schlechtes wird hierher kommen", aber Etakollo sagte: „Nein, ich bleibe hier liegen." Plötzlich hörte man, daß etwas singend ankam. Das schöne Mädchen, welches zuerst gekommen war, sagte: „Siehst du, das Schlechte, von dem ich dir vorher gesagt habe, kommt nun." Etakollo nahm ein Feuerscheit und ging, um sich die Sache anzusehen. Aber man denke sich: Ein Weib, auf der einen Seite mit Aussatz behaftet, auf der andern Seite mit Framboesie und krank auf dem Kopfe, auch Sandflöhe und Hautkrankheiten sowie alle andern Krankheiten hatte sie. Etakollo meinte:

„Ich gehe wieder zurück", aber das Weib sagte: „Du gehst nicht zurück, falls du umkehrst, werde ich dich aussätzig machen." Da stand Etakollo auf und ging daran, ein Blatt abzuhauen (nämlich um sie damit anzufassen). Sie sagte: „Daß du mich nicht mit dem Blatt anfassest!" Da nahm er sie bei der Hand und führte sie ins Häuschen und hieß sie, auf dem Bett sich niederzulegen. Aber die schöne Frau, die zuerst gekommen war, sagte: „Du mußt auf einem Bett für dich schlafen." Das wollte aber das kranke Weib nicht und schließlich kam es denn so, daß Etakollo und die Weiber jeder für sich schliefen. Als es Morgen wurde, gingen sie nun los. Etakollo stellte die zuerst gekommene Frau voran, die zuletzt gekommene hinterher. Die aber sagte: „Man stelle mich nicht hinten." Da stellte man denn die schöne Frau voran, dann die Kranke und Etakollo ging zuletzt. Als sie nun in ein Dorf kamen, standen die jungen Leute auf, um die Ankömmlinge zu sehen, und sie sagten: „Oh, welche schöne junge Frau." Darauf sahen sie die Kranke, die hinterherging, und als sie ankam, glaubten alle, doch laut lachen zu müssen. Sie aber sagte: „Wer über mich lacht, der wird aussätzig und framboesiekrank werden." Nun trafen sie an ihrem Platze ein, da bewunderte man auch die schöne junge Frau, aber als nun die häßliche, kranke ankam, wollten die Leute wieder lachen, sie aber sagte: „Wer mich auslacht, bekommt Aussatz und Framboesie." Da verzog keiner mehr sein Gesicht zum Lachen und

keiner redete mehr. Nun waren sie da, und Etakollo sagte zu seinen Genossen: „Was soll ich nur mit diesem Weib machen?" Etakollo ging darauf zu seinem Oheim, und sie verabredeten, das Weib zu töten. Nun rief Etakollo die Frauen, und sie gingen zusammen zu seinem Oheim. Da bewunderte man wieder das schöne Weib, und als das schlechte kam, wollten die Leute wieder lachen; aber sie sagte: „Wer über mich lacht, der bekommt auf der einen Seite Aussatz und auf der andern Framboesie." Da ließen sie schleunigst das Lachen bleiben. Nun wiesen die Leute der Kranken ein kleines Haus in der Nähe an. Am Abend sagte Etakollo zu den Leuten seines Oheims: „Wenn ihr hört, daß man mich ruft, so steckt ihr das Haus in Brand." Da hörte man nun nach Etakollo rufen. Er kam aus dem Haus, und die Leute seines Oheims verbrannten das Haus mit dem Weib. Von den Leuten aber, die das Haus mit angesteckt hatten, oder die zugesehen hatten, hatte jeder eine Krankheit bekommen, entweder Lepra oder Framboesie oder fressende Hautgeschwüre, oder andere Hautkrankheiten. So sind die Krankheiten zu den Menschen gekommen.



Eingang in den Urwald.

Wie die Schildkröte im Wettstreit mit dem Leoparden ein Kindertragband erlangte

Einst stritten die Schildkröte und der Leopard sich im Dorf, wer wohl den andern überträfe. „Ich übertreffe dich bei weitem", sagte der Leopard. „Nein, bewahre," sagte die Schildkröte, „ich übertreffe dich." „Nein, das ist nicht wahr, ich übertreffe dich", sagte der Leopard, und wollte noch mehr reden, als die Schildkröte ihm ins Wort fiel: „Gut, gut, wir wollen sehen, wer den andern übertrifft! — Meine Frau wird in dieser Zeit gebären, und auch deine Frau ist schwanger. Wer nun von uns beiden einen Tragriemen für das Kind (der aus Antilopenhaut hergestellt wird) bekommt, der, so sage ich, übertrifft den andern. Bist du damit einverstanden?" Da sagte der Leopard: „Ja", denn er dachte, daß es der kleinen Schildkröte doch nicht gelingen werde, eine Antilope zu fangen.

Bald darauf gebar des Leoparden Frau auch ein Kind. Da machte er sich flugs auf, nahm Haumesser und die Piassave der Raphiapalme, wie sie zu den Fangschlingen gebraucht wird, und ging in den Busch, um eine Antilopenfalle zu machen. Er blieb die Nacht

im Buschhause, das er errichtet, aber keine Antilope hatte sich gefangen. Nächsten Tag war wieder nichts in der Falle und so fort, fünf, sechs Tage lang, nichts fing er. Da sagte er ärgerlich zu sich: „Ach was, ich gehe nach Hause, was soll ich hier immer im Busche schlafen."

Ungefähr zur selben Zeit wurde der Schildkröte auch ein Kind geboren. Da nahm sie ebenfalls Hauer und Kaphiapiassave und ging in den Busch, wo sie die Falle aufstellte. Sie wartete einige Zeit, als eine Antilope des Weges daherkam. Da sagte die Schildkröte: „Liebe Freundin, ich habe hier eine Falle aufgestellt, aber ich möchte gerne wissen, wie es wohl ist, wenn sich Tiere darin fangen. Bist du wohl so freundlich und zeigst mir das einmal?" Da sagte die Antilope: „Gewiß, gerne", zeigte der Schildkröte alles genau, und steckte auch einen Fuß in die Schlinge. Die Schildkröte sagte: „Ja, das habe ich nun gesehen, aber wie ist es nur, wenn die Schlinge sich um den Hals zieht? Zeige mir das doch auch noch!" Da steckte die gutmütige Antilope auch wirklich ihren Kopf durch die Schlinge. „Jawohl, jawohl, rief die Schildkröte erfreut, zeige mir nur noch, wie es ist, wenn sich das Tier gefangen hat und sich auf der Erde umherschnellt. Das möchte ich zu gern einmal sehen!" Da warf die Antilope sich auf die Erde und machte das vor, aber sie war nicht vorsichtig genug, und an einem Baumstumpf fing sich das Tau und die Schlinge zog sich fest um den Hals

der Antilope, so daß sie sich nicht mehr befreien konnte. Da sagte sie: „Oh, hilf mir schnell, siehst du nicht, daß sich das Tau so fest zugezogen hat?“ Die Schildkröte aber lachte und sagte: „Wie? Du dummes Tier, das will ich ja gerade. Der Leopard und ich haben einen Wettstreit gemacht, daß der, welcher zuerst ein Kindertragband aus Antilopenhaut hätte, den andern übertreffe. Nun habe ich alles und mehr will ich nicht.“ Sprach's, holte einen Knüppel und schlug die Antilope tot. Darauf nahm sie das Tier mit, zerlegte es mit ihrer Familie und schnitt aus dem Fell ein Tragband für das Kind.

Als nun die Schildkröte am andern Tag mit Frau und Kind im Tragband ins Dorf des Leoparden ging, sahen alle Weiber im Dorf das Tragband und sagten: „Nun, seht, da hat die Schildkröte eine Antilope gefangen und ein schönes Tragband aus der Haut geschnitten. Ja, nun übertrifft die Schildkröte den Leoparden!“

Der Leopard aber ärgerte und schämte sich sehr, daß ihn die kleine, kurze Schildkröte übertroffen hatte!

Wie die Schildkröte dem Leoparden das Fleisch stahl

Einst gingen die Schildkröte und der Leopard zusammen in den Busch, um Tiere zu fangen. Die Schildkröte machte ihre eigene Falle und der Leopard seine eigene. Am andern Morgen fand die Schildkröte in ihrer Falle eine Schwarzsteißschopfantilope. Sie nahm Herz und Leber des Wildes und aß es, während das andere Fleisch aufbewahrt wurde. Als die Schildkröte das viele Fleisch sah, dachte sie: Nun werden wir nach Hause zurückgehen. Da teilte sie dem Leoparden mit, sie wolle morgen nach Hause, denn sie hätte nicht so viele Kräfte, um mehr Fleisch zu tragen. Nachts ging sie dann heimlich hin und machte sich acht Buschkörbe und verbarg sie. Zum Leoparden sagte sie darauf: „Wie kommt es, daß du noch keine Körbe gemacht hast, hast du nicht gehört, daß ich morgen ins Dorf zurück will?" Der Leopard meinte: „Oh, das macht nichts aus, morgen früh werde ich Buschtau abhauen und ordentliche Körbe machen." Das tat der Leopard nun auch am andern Tage. Während er aber fort war, machte die Schildkröte schnell acht andere Buschkörbe für den Leoparden, tat in die ihrigen das Fleisch

und in die des Leoparden Steine, nur obenauf etwas Haut. Bald kam der Leopard mit Buschtau zurück: „Oh," sagte die Schildkröte, „warum kommst du denn jetzt erst? Sieh, ich habe längst alles fertiggemacht." Da nahm der Leopard die Körbe auf, wunderte sich, daß sie so schwer waren und fragte die Schildkröte, ob sie selbst denn überhaupt noch etwas hätte. Die Schildkröte aber sagte: „Ja, ich habe dir viel eingepackt, denn du mußt wissen, ich fürchte mich sehr vor dir, und wenn du mich töten willst, so kannst du mich auf der Stelle totschlagen." Da sagte der Leopard: „Oh, Schildkröte, du bist ein guter Mann, und nur mit dir kann ich allein wieder auf Tierfang gehen, mit keinem andern." Darauf gingen die beiden nach Haus. Unterwegs sagte die Schildkröte: „Dieses Mal wollen wir nicht wieder denselben Weg zusammen gehen, wie wir auf dem Herwege taten. Geh du deinen eigenen Weg ins Dorf, ich geh auch meinen eigenen!" Da sagte der Leopard: „Gut." Schon waren die beiden ein Stück auseinander, als die Schildkröte den Leoparden zurückrief. „Ja?" „Du hast nur Steine in deinen Körben, kein Fleisch, ich habe lauter Steine hineingetan." „Wie, Schildkröte? Was sagst du?" „Ach, Leopard," rief sie lauter, „ich sagte nur, du solltest schnell zugehen, Regen wird fallen. Geh schnell ins Dorf!" Nicht lange, als der Leopard wieder weiterging, wurde er wieder gerufen. „Ja?" „Du hast nur Steine in deinen Körben, kein Fleisch, ich habe lauter Steine hineingetan." „Wie,

Schildkröte? Was sagst du?" „Ach, Leopard," rief die Schildkröte lauter, „ich sagte nur, du solltest schnell zugehen, dein Dorf zu erreichen. Ein Gewitter ist im Anzuge, und es donnert schon! Geh schnell zu!" Da ging denn der Leopard ins Dorf, wo sein Weib schon Kassave zubereitet hatte und ihn bat, er sollte es essen. „Ach was," sagte der Leopard, „was soll ich Kassave essen, ich habe viel Fleisch mitgebracht!" Da erwiderte die Frau: „Ja, es ist aber besser, daß du erst Kassave ißt, dann kannst du ja immer noch Fleisch essen." „Nein," sagte jener, „ich will mir den Geschmack nicht verderben." Da gab er die Körbe seinem Sohne. Der schnitt die Taue auf, entfernte die Blätter und traf auf alle die Steine. „Hast du die Steine hineingetan, mein Vater?" fragte er. „Ach, woher soll ich wohl Steine bekommen haben, da ist lauter Fleisch drin. Sieh nur ordentlich zu, du hast ja keinen Verstand!" Da packte der Sohn weiter aus — alle die Steine, weil er dachte, vielleicht wäre das Fleisch darunter; aber er kehrte den Korb schließlich um, und nichts kam heraus, als lauter Steine. Da sagte er: „Siehst du nun? Alles Steine!" Da rief der Leopard: „Oh, was ist denn das? — Die böse Schildkröte! Ich werde sterben, ohne die Schildkröte zu sehen, oder sonst werde ich sie töten und ganz auffressen bis aufs Schild." Das Weib aber sagte: „Siehst du nun, ich sagte ja, du solltest erst die Kassave essen. Wer kann wissen, was in dem Korbe ist!"

Der Leopard und die Antilopen

Es war einmal ein Leopard, der in einem entfernten Dorfe eine Geliebte hatte, die er heiraten wollte. Sein Schwiegervater Essamniámabóge sagte zu ihm: „Wenn du dieses Mädchen heiraten willst, so mußt du mir immer jeden Tag was mitbringen, sonst kann ich dir die Erlaubnis, meine Tochter zu besuchen, nicht geben.“ Der Leopard sagte zu seinem Schwiegervater: „Du mußt dann hinter dem Hause eine tiefe Grube graben, dann werde ich dir etwas Gutes mitbringen.“ Darauf ging er zurück und legte sich unterwegs seinen Plan zurecht. Es mußte ihm wohl etwas Rechtes eingefallen sein, denn er war sehr vergnügt und guter Dinge, als er in seinem Dorfe ankam. In dem Dorfe lebten alle anderen Tiere und auch die Antilopen. Als er nun einige Tage zu Hause geblieben war, gedachte er wieder ins Dorf zu seiner Geliebten zu gehen und sagte zur Schirrantilope: „Lieber Freund, ich will morgen nach dem Dorfe Essamniámabóges, willst du mich begleiten?“ Darin willigte die Schirrantilope ein, und am andern Morgen

zogen die beiden in aller Frühe los. Als sie nach einiger Zeit in den Wald kamen, trafen sie unterwegs einen Nußbaum, der gerade reife Früchte hatte. Da sagte der Leopard: „Wir wollen mal hinaufsteigen und uns Nüsse pflücken." Des war die Schirrantilope zufrieden. Sie stiegen also auf den Baum und pflückten sich viele Nüsse in ihre Umhängetaschen. Plötzlich sagte der Leopard: „Mach doch mal deine Augen zu." Das tat auch die Schirrantilope. Da brach der Leopard schnell ein Stück eines morschen Astes ab und warf ihn in das Flüßchen, das dicht bei dem Baume vorbeifloß. Als die Schirrantilope hörte, wie es aufs Wasser aufschlug: patsch, machte sie die Augen auf, und der Leopard sagte: „Ich habe mein Messer ins Wasser geworfen." Da sagte die Antilope: „Mach du doch auch mal deine Augen zu." Und als das der Leopard tat, nahm sie ihr Messer und warf es in das Wasser. Als sie nun mit Nüssepflücken fertig waren und wieder herabstiegen, um die Nüsse aufzumachen, zog der Leopard sein Messer hervor und schlug seine Nüsse auf, indem er sagte: „Wer heute sein Messer hat, der wird Nüsse essen, wer aber keines hat, wird wohl einigen Hunger leiden müssen." Da sagte die Schirrantilope: „Oh, Leopard, du hast mich zum Narren. Erst sagtest du doch, du hättest dein Messer fortgeworfen, und nun hast du es ja noch; hast du denn zwei Messer gehabt?" Der Leopard sagte: „Nein, durchaus nicht!" Dann gingen sie weiter, und als sie an den Fluß kamen, sagte

der Leopard wieder: „Mach doch deine Augen mal zu." Das tat auch die Antilope, und der Leopard sprang schnell über einen etwas im Wasser liegenden Baumstamm auf die andere Seite. Nun sagte die Antilope auch: „Leopard, mach du doch auch deine Augen mal zu!" Das tat auch der Leopard, aber als die Antilope über das Wasser wollte, fiel sie in den Fluß, denn sie hatte ja nicht gesehen, wie der Leopard hinübergekommen war. Da sagte sie wieder zum Leoparden: „Oh, Leopard, du treibst heute ein böses Spiel! Nun sind alle meine Kleider naß geworden. Was soll ich nun machen?" Der Leopard sagte nichts, und beide gingen schweigend weiter ins Dorf, wo sie gegen Mittag eintrafen. Sie wurden von Essamniamaböge freundlich aufgenommen. Wie nun Essenszeit kam und beide recht hungrig waren, brachte die Tochter des Wirtes das Essen. Als das der Leopard sah, sagte er schnell zur Schirrantilope: „Oh, lieber Freund, ich habe gräßliche Bauchschmerzen. Vielleicht bin ich sogar nahe daran zu sterben. Geh doch schnell hin und bring mir die Rinde eines Baumes, die eine gute Medizin dafür ist. Du wirst ihn ja kennen!" Da ging denn die gute Schirrantilope hin und holte die Rinde. Als sie aber wieder da war, hatte der Leopard das Essen alles aufgegessen, nur etwas hatte er hinter das Haus auf die andere Seite der Grube, die sein Schwiegervater auf sein Geheiß gegraben hatte, gelegt. Zur Antilope sagte er: „Oh, ich fühle mich nun schon weit besser, die Medizin ist

gar nicht mehr nötig!" Die Antilope sah sich natürlich um, ob es denn gar nichts zu essen gäbe, und der Leopard meinte: „Ich habe gesagt, als alle beim Essen waren, wir wollten dir doch auch etwas aufbewahren. Ich habe nun deinen Teil hinter das Haus gelegt. Geh und hole es nun." Das wollte die Schirrantilope auch tun, aber — wehe — sie sah die Grube nicht und fiel hinein. Kaum hatte der Leopard das gesehen, als er mit all den Leuten herbeieilte und die arme Schirrantilope totschlug. Allen Leuten im Dorfe wies er ihren Teil zu. Am nächsten Tage ging der Leopard wieder zurück, und auf die Fragen der andern Tiere, wo die Schirrantilope geblieben sei, sagte er: „Oh, die fühlt sich so wohl im Dorfe Essamniamaböges, daß sie gar nicht wieder zurückwollte, denn es gab dort viel Essen und viele sehr hübsche Frauen. Da meinte sie: Was soll ich denn noch anderswo suchen? und blieb." Als der Leopard das nächstemal wieder ins Dorf ging, fand sich natürlich gleich wieder jemand, die Weißrückenschopfantilope, die ihn begleitete, und er machte es genau so, wie bei der Schirrantilope, da sie auch nur wenig Verstand hatte. Er tötete sie im Dorfe und gab allen Leuten seines Schwiegervaters Fleisch. Als er wieder zurückkam, sagte er, es hätte der Weißrückenschopfantilope gleichfalls im Dorfe so gut gefallen, daß sie gar nicht wieder mit zurückwollte. Jedoch keinem der Tiere fiel dies auf. Das nächstemal begleitete ihn wieder ein anderes Tier, mit dem der Leopard es

ebenso machte. Auf diese Weise hatte er mit allen Antilopen, die im Dorfe waren, aufgeräumt, und nur die Zwergantilope war noch übrig. Die ging schließlich auch noch mit ihm. Als sie unterwegs wieder an den Nußbaum kamen, forderte der Leopard die Zwergantilope auf, Nüsse zu pflücken. Oben sagte er, wie er es bei allen Tieren getan hatte: „Mach doch deine Augen mal zu." Das tat auch die Zwergantilope; aber die war schlau genug und machte nur das eine Auge ordentlich zu, das andere ließ sie etwas offen und sah damit, wie der Leopard ein Stück Zweig abbrach und ins Wasser warf, während er nachher sagte: „Ich habe mein Messer in den Fluß geworfen." Da sagte die Zwergantilope: „Mach doch deine Augen auch zu!" Als das der Leopard tat, brach sie schnell auch ein Stück Zweig ab, warf es ins Wasser und sagte: „Auch ich habe mein Messer in den Fluß geworfen." Da stiegen beide vom Baume herab, und als sie unten angekommen waren, nahm der Leopard seine Nüsse her nnd sagte, indem er sie aufzuschlagen begann: „Wer heute sein Messer hat, der wird die Nüsse essen können. Wer es aber weggeworfen hat, der wird wohl einigen Hunger bekommen!" Da sagte die Zwergantilope: „Der Meinung bin ich auch," zog ihr Messer hervor und fing an, die Nüsse aufzuschlagen. Als der Leopard das sah, erschrak er innerlich gewaltig und dachte bei sich: O weh, dieses Tier hat doch mächtig viel Verstand, daß es sich so respektlos benimmt. Ich werde dann

heute noch einen schwierigen Stand haben. Aber er ließ sich nichts merken und ging mit der Zwergantilope weiter. Als er an den Fluß kam, sagte er wieder: „Mach doch deine Augen mal zu." Die Zwergantilope machte es aber wie vorher, sie schloß bloß ein Auge ordentlich, mit dem andern sah sie, wie der Leopard auf die andere Seite setzte. Da sagte sie auch: „Nun mach deine Augen auch mal zu", was der Leopard tat. Da ging die Antilope auf demselben Weg wie der Leopard an das andere Ufer, wo sie auch wohlbehalten ankam. Nun gingen die beiden denn ins Dorf. Aber schon machten manche Leute ein enttäuschtes Gesicht, als sie die kleine Zwergantilope sahen, und einige meinten bei sich: „Soll etwa dieses Fleisch für uns alle reichen? Ich sehe, daß nur wenig daran ist!" Mittags, als die Frau Essen brachte, stellte sich der Leopard wieder krank und bat seinen Begleiter, Medizin zu holen, währenddessen er alles schnell aufaß und nur ein wenig hinter die Grube legte. Als die Zwergantilope zurückkam, sagte er zu ihr: „Hole dir deinen Teil, ich habe ihn hinters Haus gelegt." Nun ging die Zwergantilope denn auch hin, aber sie war vorsichtig und bog die Grasbüschel auseinander. Da sah sie denn die Grube. Nun kehrte sie um, ging ins Haus, setzte sich dem Leoparden gegenüber hin und sagte: „Nun weiß ich auch, wo alle die andern Tiere geblieben sind. Du hast sie in die Falle gelockt und getötet!" Da ärgerte sich der Leopard im Innern sehr. Sein

Schwiegervater aber, als er sah, daß der Anschlag des Leoparden mißglückt war, rief ihn heraus, nahm ihn beiseite und sprach: „Sag mal, wie ist das? Sonst hattest du mir immer etwas mitgebracht. Daraus scheint heute nichts zu werden. Bist du denn nicht mehr so stark wie früher?" Da entgegnete der Leopard: „Warte nur! Gib mir deinen Speer, ich werde die Zwergantilope heute nacht töten." Essamniamaböge gab ihm den Speer. Als es nun abend war, legten sich die Zwergantilope und der Leopard im Hause Essamniamaböges, wo seine Tochter ebenfalls schlief, auf die Schlafbänke, und es war ganz ruhig, als ob alle fest schliefen. Die Zwergantilope tat aber nur so und der Leopard auch, denn er wartete nur auf die Zeit, wo die Zwergantilope in tiefem Schlaf läge. Als ihm der Zeitpunkt gekommen schien, steckte er leise den Speer in das Feuer, was nachts stets im Hause brennt, bis daß er ganz glühend war und ging dann leise an die Antilope heran, um sie zu töten. Die Antilope jedoch bemerkte es und fragte den Leoparden: „Warum gehst du denn hier mit dem Speer im Hause?" Da meinte der Leopard: „Oh, ich wollte weiter nichts", dachte aber in seinem Herzen: Vielleicht gelingt es dir um Mitternacht, wenn die Antilope wirklich eingeschlafen und legte sich hin. Es dauerte jedoch nicht lange, so legte sich ihm selbst der Schlaf auf die Augen, und bald schnarchte er laut. Als die Zwergantilope sah, daß der Leopard eingeschlafen war, stand sie leise auf,

legte das Mädchen, das auch fest schlief, auf ihren eigenen Platz und tauschte auch mit den Kleidern; sie band sich den Schurz des Mädchens um und legte ihr das Männerzeug, das sie trug, an. Dann wartete sie der Dinge, die da kommen sollten. Denn es war ihr gewiß, daß der Leopard seinen Anschlag wiederholen würde. Um Mitternacht wachte der auf und dachte: Aha, nun ist die Zeit gekommen. Er ging leise mit dem Speer an die vermeintliche Zwergantilope, an deren Stelle ja aber das Mädchen lag. Und als er sich überzeugt hatte, daß sie wirklich schlief, bohrte er ihr den Speer ins Herz, so daß sie verschied, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Da plötzlich vernahm er mit Entsetzen die Stimme der Zwergantilope vom anderen Bette her, die sagte: „Siehst du, du hast mich töten wollen. Aber nun hast du deine Braut getötet." Da entsetzte sich der Leopard sehr, und er bat die Zwergantilope, nichts weiter zu sagen. Die Leiche aber legte er auf den Trockenboden und wartete den Tag ab.

Am andern Morgen, als der Leopard aufgestanden war und die Leute im Dorfe zur Trommel tanzten, fragte der Vater: „Wo ist denn meine Tochter, sie pflegt doch sonst die Vortänzerin zu sein, und heute kommt sie gar nicht?" Da sagte der Leopard, sie wäre ausgegangen. Im Laufe des Tages beschimpfte aber der Leopard die Zwergantilope, und die sagte nun: „Was, du böser Leopard, du willst mich noch zum Narren haben? Du hast alle die andern Tiere getötet,

und heute nacht hast du deine Braut, die Tochter des Häuptlings, getötet und den Leichnam auf den Trockenboden gelegt." Da gingen alle Leute ins Haus und fanden das tote Mädchen. Sie bekamen alle einen großen Schrecken vor der Bösartigkeit des Leoparden, aber keiner wagte, ihn zur Verantwortung zu ziehen.

Schildkröte, Elefant und Krokodil

Einst stand ein besonders großer Djavebaum im Urwald, dessen Früchte pflegte die Schildkröte zu fressen. Da traf sie eines Tages den Elefanten dabei, wie dieser die Früchte fraß. „Du," sagte sie, „der Baum gehört mir, wenn du wieder davon issest, werde ich dir was tun, dann werde ich dir die Zähne zeigen." Der Elefant behauptete aber, der Baum gehöre ihm. Ein andermal traf die Schildkröte außer dem Elefanten noch ein Krokodil beim Verzehren der Früchte des Djavebaumes. Da sagte sie zum Krokodil: „Wenn du das wieder tust, so wirst du Übles erfahren." Das Krokodil sagte, der Baum gehöre ihm und ebensogut dem Elefanten. Da nahm die Schildkröte ein Tau und band es an das Krokodil, das andere Ende aber machte sie am Elefanten fest. Beide Tiere dachten nun, die Schildkröte habe sie am Tau und hatten von nun an große Achtung und Angst vor ihrer Kraft. So war die Schildkröte wiedermal obenauf.



Fangneger.

Elefant und Papagei

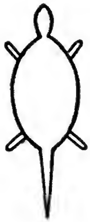
Einst wohnten alle Tiere in ihrem eigenen Dorf, der Elefant hatte ein Dorf, der Papagei ein Dorf, die Zwergantilope ein Dorf usw. Eines Tages ging der Elefant aus und kam auch in das Dorf des Papageies. Der Papagei hatte nun gerade einen Fuß in seine Federn zurückgezogen und stand nur auf einem Fuße, wie ja viele Vögel das zu machen pflegen. Als nun der Elefant vorbeikam und das sah fragte er den Papagei: „Wo hast du deinen andern Fuß?", denn er kannte diese Sitte nicht. Der Papagei entgegnete: „Meinen andern Fuß? Je nun, den habe ich meinen Söhnen gegeben, damit sie viel Fleisch (Tiere) zusammenbringen. So pflege ich es nämlich immer zu machen, wenn meine Söhne in den Busch gehen!" „Ach," sagte der Elefant, „wie ist denn das? Kannst du mir die Medizin nicht sagen, die dazu gehört?" Da sagte der Papagei: „Eine Medizin ist gar nicht dabei, ich pflege einfach meinen Fuß abzuhauen und meinen Söhnen zu geben. Damit fangen sie dann viele Tiere, und wir haben Überfluß an Fleisch." Als das der Elefant hörte, ging er sofort nach Hause, rief alle

seine Söhne zusammen und sagte: „Morgen sollt ihr alle in den Busch gehen und viele Tiere zum Essen fangen. Ich habe ein vorzügliches Mittel gefunden." Da fragten seine Söhne: „Ach, wie ist denn das Mittel?" Der Elefant aber sagte: „Schweigt jetzt nur still, das werdet ihr morgen sehen."

Andern Tages rief der Elefant seine Söhne und sagte: „Bringt mir eine Axt." Als sie herbeigeschafft war, sagte er: „So, nun haut mir diesen Fuß ab." Da wunderten sich die Söhne sehr, aber der Alte sagte: „Fragt nicht lange, sondern tut, wie euch geheißen!" Da begannen die Söhne, den Fuß durchzuschlagen. Es schmerzte zwar sehr, aber der Alte biß die Zähne aufeinander und sagte nichts. Bald aber stöhnte er und rief: „Oh, ich befinde mich doch recht schlecht dabei!" Da sagten seine Söhne: „Ja, bist du es nicht selbst gewesen, der es so gewollt hat?" Der alte Elefant entgegnete: „Ja gewiß, macht nur weiter, ich sage auch nicht, daß ihr aufhören sollt!" Da schlugen seine Söhne weiter. Der Alte wußte bald gar nicht, wohin er vor Schmerz sollte, aber er trug es ruhig, bis der Fuß durchgeschlagen war. Da sagte er: „So, nun geht damit in den Wald und fangt viele Tiere damit — dieses ist nämlich das Mittel, um Tiere zu fangen." Da luden sich seine Söhne den Fuß auf und gingen damit weit in den Busch, wo es viele Tiere gab. Dort stellten sie den Fuß hin und sagten: „So, nun fange uns Tiere." Der Fuß blieb aber ruhig stehen und

nichts geschah. Nun setzten sie sich hin, um auf die Tiere zu warten, aber nicht ein einziges kam. Als sie das sahen, gingen sie wieder in ihr Dorf und erzählten dem alten Elefanten, daß das Mittel nichts helfen wolle. Der Alte, der durch den Schmerz schon ganz schwach geworden war, sagte: „O weh, dann müssen wir den Papageien rufen, denn er hat mir das Mittel angegeben. Auch ruft mir alle andern Tiere, Antilope und Leopard und Büffel und Hamsterratte, daß sie alle kommen." Da gingen seine Söhne zu allen Tieren hin und luden sie für den andern Tag ins Dorf des Elefanten. Der Papagei war schon der erste, denn er pflegte früh aufzustehen. Als nun alle zusammen waren, sagte der Elefant: „Als ich kürzlich ins Dorf des Papageien ging, und ihn nur mit einem Bein sah, fragte ich ihn, wo er das andere hätte. Da sagte er: ‚Ich habe es meinen Söhnen gegeben, damit sie in den Busch gehen und viel Fleisch fangen.' Auch sagte er, daß keine Medizin dabei sei. So habe ich nun getan, aber meine Söhne haben nichts damit gefangen, und ich komme fast vor Schmerzen um." Da sagte der Papagei: „Du, Zwergantilope, hast du vielleicht schon mal gesehen, daß wir Vögel oft einen Fuß unter die Federn stecken und nur auf einem Fuße stehen?" Da sagte die Zwergantilope: „Allerdings weiß ich das, auch im Dorfe sehe ich täglich, wie die Hühner das mitunter tun und einen Fuß unter die Federn stecken, so daß man denken könnte, sie hätten nur einen Fuß." Da

sprach der Papagei zum Elefanten: „Siehst du, nun bist du selbst der Dumme. Ich habe das doch nur aus Spaß gesagt!“ Da fingen alle Tiere an zu lachen und gingen fort, der Papagei aber ging nicht ins Dorf zurück, sondern erhob sich hoch in die Lüfte, wo er von da an blieb. Er sagte nämlich, er wolle nichts mit den Tieren zu tun haben, die gar keinen Spaß verständen, daraus könne ihm vielleicht noch eine Streitsache entstehen; denn er fürchtete sich mit Recht vor der Rache des Elefanten oder dessen Söhnen. Der Elefant aber starb an dem Blutverluste, den er erlitten. So wurde er durch den Papagei getötet.



Nashornvogel und Kampfadler im Streit um den Fruchtbaum

Der Nashornvogel pflegte mit Vorliebe die Früchte eines großen Feigenbaumes zu verzehren, auf dem der Kampfadler ihn öfters antraf. Der ärgerte sich sehr über den Nashornvogel und sagte zu ihm: „Wie kommst du dazu, immer die Früchte hier zu essen? Du hast doch gar kein Anrecht auf den Baum. Wenn ich dich noch einmal hier sehe, werden wir Streit miteinander bekommen." Am nächsten Tage, als der Kampfadler kam, saß aber der Nashornvogel richtig wieder bei den Früchten. Da sagte jener: „So, nun werde ich dich vors Gericht bringen, und wir werden dann sehen, ob du ein Anrecht auf den Baum hast und ob dein Vater ihn vielleicht gepflanzt hat!" Da sagte der Nashornvogel: „Gut, ich bin damit einverstanden; wir werden morgen sehen, wer Anrecht auf den Baum hat!" Es wurden nun alle Vögel des Waldes, der Ibis, der Papagei, der Vetter des Nashornvogels, der Milan, der Turako, alle, alle, benachrichtigt, sich am andern Morgen im Versammlungshaus, nämlich auf einer großen Mimose, die in der

Nähe des Feigenbaumes stand, einzufinden. Als alle da waren und der Nashornvogel aufgefordert wurde, seine Sache vorzutragen, sagte er: „Nein, ich bin nicht der Ankläger, der Kampfadler muß zuerst sprechen." Der sagte aber: „Nein, ich spreche nicht zuerst, der Nashornvogel muß zuerst sprechen." Da sagte der denn: „Nun, dann will ich reden", und trug den Fall vor. Am Ende sagte er: „Ihr sollt nun entscheiden, wer Anspruch auf den Feigenbaum hat. Ich schlage vor, daß wir beide nach dem Baume hinfliegen, und bei wem sich die Zweige neigen und biegen, wenn er sich auf den Baum setzt, der hat recht." Da riefen alle Vögel: „Ja, jawohl, so ist es gut, so soll es gemacht werden", und zum Adler gewendet: „Sieh, der Nashornvogel ist schon bereit, nun flieg mal los!" Der Adler meinte: „Der Nashornvogel soll zuerst abfliegen." Damit war denn dieser auch einverstanden und machte sich fertig. Nun flog er los: wub, wuwuu wum und setzte sich auf die äußerste Spitze des Baumes, dessen Zweige sich denn auch alle zur Seite neigten, wie ein Wind. Da dachten die Vögel alle: „Oh, vielleicht hat doch der Vater des Nashornvogels den Baum gepflanzt." Nun flog auch der Kampfadler los, denn er dachte, er wäre doch so viel schwerer als der Nashornvogel und würde den Baum schon zum Neigen bringen. So flog er ab: bubububum und setzte sich auf einen dicken Ast, wie es seine Gewohnheit war. Der Baum aber neigte

sich natürlich nicht ein bißchen, da der Ast sehr dick war. Da riefen alle Vögel: „Ja, nun sehen wir, der Nashornvogel hat recht, und sein Vater wird den Baum gepflanzt haben.“ So hatte der kleine Nashornvogel den großen Kampfadler übertroffen.

Der Honigdiebstahl

Der Leopard und die Schildkröte lebten einst zusammen in dem Dorfe, der Leopard aber war immer recht frech und beschimpfte die Schildkröte wegen ihrer Unansehnlichkeit. So sagte er eines Tages zu ihr: „Du bist ja so häßlich, daß dich kein Mädchen lieben wird, und du wirst keins als deine Frau heimführen können, denn du bist klein und kurz." Da sagte die Schildkröte: „Das werden wir doch sehen!" Als sie eines Tages hörte, daß Essamniámabóge eine sehr schöne Tochter hätte, sagte sie zum Leoparden: „Ich werde heute in das Dorf des Essamniámabóge gehen und wegen seiner Tochter anfragen." Da sagte der Leopard: „Ich gehe auch mit!" Die Schildkröte erwiderte: „Gewiß, ich kann ja nicht sagen, du solltest nicht mitgehen!" Am andern Tage gingen sie beide in das Dorf von Essamniámabóge. Da es ein weiter Weg war, waren sie tüchtig hungrig geworden. Die meisten Leute und alle Weiber aber waren in die Pflanzungen gegangen. Essamniámabóge hatte nun in einem Hause ein Bündel mit Honig aufgehängt, das die Schildkröte fand. Da sagte sie zu sich: „Ei,

da habe ich eine schöne Entdeckung gemacht. Ich dank' auch vielmal!" und aß allen Honig auf. Das leere Bündel hing sie wieder hin. Als es Abend war und der Leopard schlief, faltete sie das Bündel auseinander, nahm die Blätter und schmierte dem Leoparden den anhaftenden Honig auf den Pelz. Am selbigen Abend merkte der Dorfherr den Diebstahl, und man fragte, wer ihn begangen habe. Da hieß es: „Die Schildkröte ist in dem betreffenden Hause gewesen." Am nächsten Morgen aber stellte Essamniámaböge die Schildkröte zur Rede, doch die wies ihm den Leoparden, der noch schlief, und sagte: „Siehst du denn nicht, daß die Bienen, die dem Honig folgen, alle nach dem Leoparden gehn, denn er hat ja noch allen Honig auf dem Pelz?" Da sagte jener: „Ja, du bist ein vorzüglicher Mann, und ich werde dir meine Tochter zur Frau geben." Der Leopard aber wußte vor Scham gar nicht zu bleiben und schlich sich leise aus dem Dorfe nach Hause. Als die Schildkröte mit ihrer neuen Frau aber in ihr Dorf zurückkam, fuhr der Leopard sie an: „Oh, du falsche Schildkröte, erst stiehlst du den Honig, und nachher machst du mir noch die Schande und lenkst den Verdacht auf mich. Das sollst du mir büßen!" Da sprang er auf die Schildkröte zu und tötete sie und fraß alles Fleisch. So kommt es, daß der Leopard die Schildkröte haßt und sie tötet, wo er sie sieht.

Wie der Leopard der Schildkröte das Fleisch stahl

Einst gingen die Schildkröte und der Leopard zusammen in den Busch, um Tiere zu fangen. Die Schildkröte machte ihre eigene Falle und der Leopard seine eigene. Nachts oder ganz frühmorgens ging der Leopard zu den Fallen, in der Hoffnung, daß sich vielleicht ein Tier in der Falle der Schildkröte befände und er es stehlen könnte. Und richtig war eine Antilope in der Falle der Schildkröte, während seine eigene leer war. Da nahm er die Antilope aus der Falle heraus, machte sie wieder in Ordnung, und trug das Tier nach seinem Platz. Am Morgen teilte er dann der Schildkröte mit, daß er ein Tier gefangen habe. So ging es eine ganze Zeit lang, immer fand der Leopard in der Falle der Schildkröte Tiere, die er für sich behielt, während die arme Schildkröte nichts bekam. Schließlich aber kam ihr — da sie schon lange dem Leoparden mißtraute — der Gedanke, daß er ihr wohl die Tiere aus der Falle gestohlen haben könnte. So ging sie eines Nachts zu ihrer Falle, in der sie eine Antilope vorfand, und legte sich auf die

Lauer in den Busch. Es dauerte auch nicht allzulange, da kam der Leopard leise, leise an, nahm die Antilope aus der Falle und stellte sie wieder auf. Aber da trat ihm die Schildkröte in den Weg und sagte: „Aha, also du bist es gewesen, der mir alles Fleisch gestohlen hat!"

Da bat der Leopard sie sehr und versprach, es nicht wieder tun zu wollen, und die Schildkröte ließ sich auch bereden und machte weiter mit dem Leoparden gemeinsame Sache.

Am nächsten Tage schickte der Leopard die Schildkröte in ihr Dorf, um Essen zu holen. Die Schildkröte ging auch hin, als sie aber wiederkam, war der Leopard mit all dem Fleisch, das sie in der Hütte geräuchert hatten, verschwunden.

Da rief die Schildkröte aus: „Oh weh, der Leopard ist sehr schlecht, und man sollte mit ihm keine Gemeinschaft haben."

Wie die Schildkröte den Leoparden schreckte

Der Leopard machte einst mit der Schildkröte gemeinsam Fallen. Die Schildkröte fing auch zuerst eine Antilope, aber bei der Teilung gab der Leopard ihr nur die Füße, das andere aß er selbst auf. Die Schildkröte wagte aber nicht, ihm Vorwürfe zu machen. Bald darauf fing der Leopard ein anderes Tier und machte es ebenso, er gab der Schildkröte bloß die Füße, während er selbst alles übrige verzehrte. Da sann die Schildkröte auf eine List, wie sie zu ihrem Fleisch kommen könnte, und als das nächstemal ein Tier gefangen wurde, und der Leopard das Fleisch kochte, sagte die Schildkröte: „Oh, ich gehe eben, ein Bedürfnis verrichten". Als sie dann außerhalb des Hauses war, nahm sie einen Ast, klopfte damit auf das Dach des Hauses und sagte dabei mit dumpfer Stimme: „Töte den Leoparden, nicht die Schildkröte". Als der Leopard das hörte, stürzte er sofort aus der Hütte und lief in den Busch, während die Schildkröte ins Haus ging und alles Fleisch aufaß. Als der Leopard sich von dem Schrecken erholt hatte, kam er zurück und wunderte sich über das merkwürdige

Erlebnis. Ein zweites Mal ging es ebenso, die Schildkröte aß alles Fleisch auf, der Leopard kam wieder zu spät aus seinem Versteck hervor und wunderte sich über die Sache. „Ja", sagte die Schildkröte, „wenn ich nicht unter dem Busch ganz still gelegen hätte, wäre es vielleicht um mich geschehen!" Der Leopard indessen schöpfte doch Verdacht, weil alles Fleisch verschwunden war und nahm sich vor, das nächste Mal nicht wieder wegzulaufen. Natürlich versuchte es die Schildkröte mit derselben List, aber der Leopard lief nicht aus dem Haus, sondern sprang auf den Firstbalken. Die Schildkröte kam wieder ins Haus und, da sie den Leoparden nicht mehr sah, vermeinte sie ihn im Busch und wollte alles Fleisch aufessen. Da kam der Leopard hervor und rief: „Oh, du falsches Tier, jetzt weiß ich, wer mich immer so getäuscht hat. Wir werden fortan nicht mehr im selben Dorf weilen, und unsere Freundschaft ist rein alle."

Der Leopard, die Zwergantilope und der Varan

Einst lebten der Leopard und die Zwergantilope in zwei Dörfern etwa wie in Biänemajong und Nssälang. Eines Tages sagte der Leopard: „Siehe den großen Busch hier in der Mitte zwischen den Dörfern; wollen wir nicht einmal Antilopenfallen aufstellen, wir haben bis jetzt nur Kassave ohne Fleisch gegessen?“ Hiermit war die Zwergantilope zufrieden, und sie gingen beide in den Busch, um die Fallen aufzustellen. Zuerst machten sie einen kleinen Pfad, der zu einem Buschhaus führte. Dann stellten sie die Fallen auf. Als erstes fing die Zwergantilope einen Sumpfbock; der Leopard nahm die Füße und die Eingeweide des Wildes und gab sie der Zwergantilope. Darauf fing der Leopard eine Schwarzsteißschopfantilope, von der er die vier Füße und die Eingeweide der Zwergantilope gab, während er selbst das andere aß. An einem anderen Tage fing der Leopard eine Weißbauchschopfantilope. Da nahm er wieder die Füße und die Gedärme und gab sie der Zwergantilope. Später fing diese eine Schwarzstirnschopfantilope. Der Leopard

nahm auch diesmal wieder die Füße und die Gedärme und gab sie der Zwergantilope. Die sagte: „Oh, ich weiß nicht, wie das zugeht? Leopard, du schneidest die Füße ab und nimmst die Gedärme und gibst sie mir. Ist das Fleisch? Das verstehe ich nicht!" Zuletzt fing die Antilope ein Wildschwein. Da sagte der Leopard: „Dieses Schwein wollen wir aufbewahren und noch nicht essen!" Die Zwergantilope antwortete: „Gut, ich bin damit einverstanden." Der Leopard nahm die vier Füße und die Eingeweide und gab sie der Zwergantilope. Das übrige Fleisch aber hing er in seine Hütte zum Trocknen, denn — so sagte er — er wollte es im Dorf essen oder verkaufen. Die Antilope aber sagte zu sich: „Oh, mir geht es übel zur Zeit, der Leopard läßt mir kein Fleisch übrig. Es gibt nur ein Tier, was der Leopard fürchtet, das ist der Varan, ihm will ich den Leoparden anzeigen!" Am anderen Morgen schlug der Leopard vor, in den Busch zu gehen, um die Fallen wieder aufzustellen. Aber die Zwergantilope gab vor, daß sie krank wäre. So ging der Leopard allein. Als er fort war, machte die Antilope zwei Körbe, die sie im Busch versteckte, nahm dann einen Strauß von Blättern, womit sie auf den Boden schlug, rief den Varan und sang:

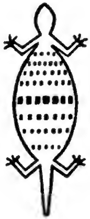
„Ich rufe den Varan; ich kenne ihn ganz genau.
O Leopard, laufe mir nicht fort, ich gehöre zur Familie Varan."

Der Varan antwortete aus dem Busch: „Du mußt nicht weglaufen, Leopard, ich werde kommen, du mußt nicht fortlaufen!“ Bald kam denn der Leopard zurück, der wohl das Rufen gehört hatte, und er sagte: „Ich meine du bist krank?“ Die Antilope antwortete: „Das bin ich auch, ich bin krank und morgen werde ich ins Dorf zurückgehen.“ Dann schlug sie wieder mit dem Strauß auf die Erde und rief den Varan wie vorher. Der antwortete aus einiger Entfernung. Da sagte der Leopard: „Oh, was ist das für eine Art Singen? Hast du irgendeine Sache mit dem Varan oder warum rufst du ihn?“ Die Antilope erwiderte: „Oh nein, der Varan treibt ein häßliches Spiel, und so etwas ist zu verurteilen.“ Da nahm sie wieder den Blätterstrauß und rief nochmal, worauf der Varan wieder wie früher antwortete und zwar ganz aus der Nähe. Dann kam der Varan und traf mit dem Leoparden vor dem Hause zusammen und der sagte gleich: „Oh, ich habe keine Streitsache mit der Antilope, alles Fleisch, was wir gehabt, habe ich redlich mit der Antilope geteilt; ich weiß nicht, warum sie dich gerufen hat. — Sie hat dich ganz umsonst gerufen!“ Da sagte der Varan: „Ist das so, Antilope?“, aber der Leopard sagte schnell, ihr ins Wort fallend: „Gewiß verhält sich das so, was soll die Antilope weiter noch sagen? Wir haben alles geteilt.“ Aber der Varan sagte: „Laß auch die Antilope zu Worte kommen, sie soll auch sprechen!“ Da sagte die Antilope: „Alles Fleisch hat der Leopard für sich behalten, nur die vier



Dorfstraße mit Bananen.

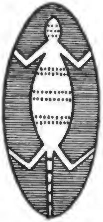
Füße und die Gedärme hat er mir gegeben; jeden Tag ging es so. Nun habe ich gestern ein Wildschwein gefangen, und der Leopard sagte, er wollte es aufbewahren; so hat er mir wieder nur die Füße und Eingeweide gegeben, und alles Fleisch hängt auf seiner Seite vom Buschhaus." Der Leopard wollte sagen: „Nein, nein, das ist alles Lüge, alles Lüge." Aber da schlug ihn der Varan zu Boden — bumms — und tötete ihn. Die Antilope aber nahm alles Fleisch und gab auch dem Varan einen Korb ab, indem sie sagte: „Wenn du nicht gewesen wärest, hätte ich gar kein Fleisch bekommen."



Der Elefant und der Quastenstachler

Ein Elefant bemerkte einmal im Busch, daß seine Fährte von einer anderen kleinen, die vom Quastenstachler herrührte, gekreuzt und durchzogen wurde. Da sagte er zu sich: „Die Menschen machen hier Wege und dann sind da noch meine eigenen Wege, aber andere werde ich hier nicht dulden und wenn ich den Quastenstachler treffe, werde ich ihn töten! Vielleicht heute noch!" Das hörte das rotschenklige Eichhörnchen, das auf einem Baume in der Nähe saß. Nun aber machte es sich schnell auf und hinterbrachte dem Quastenstachler die Worte des Elefanten. Da zog der Quastenstachler eine der großen Stacheln, die ihm auf dem Rücken sitzen, aus, gab sie dem Eichhörnchen und sagte: „Bring dieses dem Elefanten und sage ihm, wenn er auch ein solch großes Haar auf seinem Körper hätte, so würde er mich wohl übertreffen können. Wenn er das aber nicht hat, so soll er sich nur vorsehen und nicht so dummes Zeug schwatzen." Das Eichhörnchen lief mit der Stachel zum Elefanten und sagte ihm, was der Quastenstachler ihm aufgetragen. Der Dick-

häuter erschrak innerlich sehr, besah sich alle seine Haare, auch die am Schwanz, die alle doch gar nicht mit dem des Quastenstachlers verglichen werden konnten und sagte ganz ängstlich zum Eichhörnchen: „Mein lieber Freund, sage doch dem Quastenstachler, daß ich alles zurücknehme, was ich heute morgen gesagt habe und daß keine Meinungsverschiedenheiten mehr zwischen uns bestehen." Das tat denn auch das Eichhörnchen. Der Quastenstachler meinte zuletzt: „Gut, ich bin versöhnt, da ich keinen Streit mit dem Elefanten gehabt habe, sondern ihm nur einmal zeigen wollte, daß ich mir von ihm nichts bieten lasse."

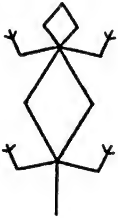


Die Spitzmaus und die Kröte

Es waren einmal eine Spitzmaus und eine Kröte, die waren große Freunde. Das bemerkte die Schildkröte zu ihrem Ärger, und sie beschloß, die beiden auseinanderzubringen. So ging sie eines Tages zu der Spitzmaus und sagte: „Wie ich höre, bist du mit der Kröte eng befreundet, aber wenn du das wüßtest, was ich von der Kröte weiß, so würde die Freundschaft wohl alle sein!" „Wieso?" sagte die Spitzmaus, „erzähle mir, was du weißt." „Ach," sagte die Schildkröte, „wie kann ich das wohl sagen, du würdest vielleicht die Kröte auf der Stelle töten." „Ach sage mir doch, was ist es?" bat die Spitzmaus. Da sagte die Schildkröte: „Ja, denke dir, die Kröte hat gesagt, wenn du Palmwein machtest, so würde sie nicht davon trinken können, denn der schlechte Geruch, den du hättest, würde auch auf den Palmwein übergehen." „Was?" sagte die Spitzmaus, „das hat die Kröte gesagt, ist das wahr?" „Aber so wahr wie ich hier stehe." „Nein, wie ist das möglich, solche Schlechtigkeit," meinte die Spitzmaus. „Ja," sagte die Schildkröte,

„ich lüge nicht. Laß uns nur gleich nach der Kröte gehen, dann wirst du sehen!“ Das wollte aber die Spitzmaus nicht, und sie sagte, sie werde morgen die Sache mit der Kröte schon abmachen. Darauf ging die Schildkröte weg. Die Spitzmaus aber war ganz außer sich und sagte zu sich: „Wie kommt die häßliche Kröte dazu, mich so zu beschimpfen, ich sollte einen schlechten Geruch haben, dabei ist sie selbst voller Geschwüre und Unebenheiten auf dem Fell und hat Glotzaugen bis dorthinaus und ein breites Maul; überhaupt ist sie unendlich unansehnlich und häßlich.“ Während sich so die Spitzmaus ärgerte, ging die Schildkröte zur Kröte und äußerte da so von ungefähr, die Kröte wäre mit der Spitzmaus groß Freund, aber wenn sie das wüßte, was die Spitzmaus von der Kröte gesagt hätte, dann — ja dann! „Was ist denn das?“ fragte die Kröte erregt. „Ja, das kann ich so nicht sagen,“ meinte die Schildkröte, wenn du das erführest, da würde die Freündschaft auf der Stelle alle sein.“ „Ach, sage mir doch, was das ist; ich weiß von nichts,“ sagte die Kröte. „Ja, denke nur, die Spitzmaus hat gesagt, du hättest viel Unebenheiten und Geschwüre auf deinem Körper und wärest gar zu häßlich.“ „Was?“ rief die Kröte. „Ist das wahr?“ „Aber so wahr wie ich hier stehe,“ antwortete die Schildkröte, „ich rede keine Unwahrheit, aber laß uns zur Spitzmaus gehen, da wirst du alles erfahren!“ „Nein,“ sagte die Kröte, „morgen werde ich mich mit der Spitzmaus auseinandersetzen.“

Darauf ging die Schildkröte nach Haus. Am nächsten Tage aber brachen beide auf, die Spitzmaus und die Kröte, und trafen sich in der Mitte des Weges, wo sie sich lange miteinander herumschlugen und kämpften, bis sie ganz erschöpft waren. Dann gingen sie nach Haus. Am andern Tag ließ die Schildkröte die beiden andern wissen, daß sie geschworen hätte, die Freundschaft der beiden auseinanderzubringen, und das sei ihr ja gelungen.



Die Tiere und der Nußbaum

Alle Tiere wohnten zuerst in einem Dorfe. Da brach eines Tages eine Hungersnot über sie herein, denn sie hatten ihre Vorräte aufgezehrt und nichts Neues angepflanzt. Tagelang hatten sie nichts zu essen und klagten und jammerten sehr. Einmal war die Zwergantilope in ihrer Not weit in den Busch gegangen und fand dort einen herrlichen Fruchtbaum, dessen Früchte in Haufen am Boden lagen. Sie nahm zwei und verzehrte sie und dachte: Nun werden ich und meine Brüder reichliches Essen haben. Als sie ins Dorf kam, setzte sie sich abseits und erzählte keinem der übrigen Tiere von ihrem Geheimnis. So trieb sie es ein paar Tage; während alle andern Tiere sehr abmagerten und klagten, fühlte sie sich ganz wohl. Da sprach eines der Tiere zu den übrigen: „Wie ist denn das eigentlich, wir klagen und sind sehr hungrig, die Zwergantilope aber sitzt ganz ruhig da und sieht recht gut aus? Ich glaube, sie hat irgendwo Essen gefunden.“ Da mußte die Zwergantilope wohl oder übel mit der Sprache heraus und sagte: „Liebe Freunde,

morgen früh, ganz in der Frühe, wollen wir ausziehen, wir werden nun nicht mehr Hunger zu leiden brauchen, denn ich habe Essen gefunden." Am andern Morgen zogen auch alle Tiere mit der Zwergantilope aus zum Baume, der ziemlich weit entfernt war, denn sie hatten über drei Hügel zu gehen. Als sie nun aber beim Baume angekommen waren, fragten sie sich: „Ja, wie heißt denn diese Frucht, und kann man alles so essen?" Darauf wußte nun keiner Antwort zu geben, denn sie alle hatten diese Frucht noch nie gesehen. Auch die Zwergantilope wußte von nichts. (Freilich hatte sie schon von den Früchten gegessen, aber auf gut Glück, es war ihr nicht bekannt, wie die Frucht zuzubereiten sei.) Schließlich kamen die Tiere überein, es wäre besser, erst nach der Schildkröte, der klugen Frau, die im Dorfe wohnte, zu senden. Sie schickten also die Zwergantilope hin. Als sie im Dorfe ankam, fragte sie: „Liebe Frau Schildkröte, kennst du nicht diese Frucht?" Die sagte: „Sie heißt Angólongo, ihr müßt die ganzen Kerne zerreiben." Darauf ging die Zwergantilope fort und wiederholte den ganzen Weg die Worte der Schildkröte: „Angólongo! Ihr müßt die ganzen Kerne zerreiben." Als sie aber den letzten Hügel hinunterschritt und bei den Tieren ankam, hatte sie alles vergessen. Als die Tiere sie fragten: „Nun, was hat die Schildkröte gesagt?", da mußte sie sagen: „Ach, ich habe alles vergessen." Nun schickten die Tiere die Weißrückenschopfantilope, und sie kam bei der Schildkröte an und fragte: „Wie heißt die Frucht

noch?" Die sagte: „Was? Eben ist doch die Zwergantilope hier gewesen, und ich habe ihr gesagt: Angólongo! Ihr müßt die ganzen Kerne zerreiben." Da wiederholte die Weißrückenschopfantilope die Worte solange sie unterwegs war und sagte bei jedem Schritt: „Angólongo! Ihr müßt die ganzen Kerne zerreiben." Aber auch sie vergaß gerade beim letzten Hügel die Worte. Da ging die Schwarzrückenschopfantilope aus, weil sie scharfe Läufe hatte und deshalb gut bei Fuß war. Alle Tiere warteten mit Spannung auf ihre Antwort, aber als sie kam, hatte sie auch alles vergessen. So erging es jedem Tier, das sie schickten. Schließlich wurde die kleine Schildkröte, die Enkelin der Schildkröte, zu ihrer Großmutter geschickt; und richtig, sie kam zurück und sagte: „Angólongo! Ihr müßt die ganzen Kerne zerreiben!" Da hättet ihr sehen sollen, wie sich alle Tiere auf die Früchte stürzten und alles in kurzer Zeit verzehrten. Sie waren so gierig, daß sie selbst, als die kleine Schildkröte sie bat, einige Früchte ihrer Großmutter übrigzulassen, dies nicht taten.

Der weiße Schimpanse

Essamniámabóge hatte einen Sohn namens Ekute; eines Tages sagte er zu ihm: „Du sollst mir den weißen Schimpansen schießen, der in dem Walde haust." Ekute nahm daraufhin denn auch seine Flinte und etwas Essen mit und begab sich in das Waldgebirge, wo dieser Schimpanse hauste. Als er in den Wald gekommen war, traf er zuerst auf ein wildes Schwein. Er hob die Flinte und legte auf das Schwein an. Doch im selben Augenblick knallte es, und der weiße Schimpanse trat aus dem Dickicht hervor, in der Hand eine Flinte. Ekute wollte das Schwein für sich beanspruchen, aber der weiße Schimpanse sagte: „Oh, wie kommst du dazu, das Wild, welches ich erlegt habe, zu beanspruchen?" Da sagte Ekute: „Nein, ich habe es geschossen." Als sie daraufhin die Flinten verglichen, ergab es sich, daß der weiße Schimpanse kein Pulver auf der Pfanne hatte und überdies noch ein wenig Rauch zu sehen war, während Ekute noch Pulver darauf hatte. Da sagte der weiße Schimpanse: „Aber ich will es dir trotz alledem schenken!" Da nahm Ekute das Schwein mit nach Hause in sein Dorf. Sein

Vater aber sagte: „Nicht ein Schwein solltest du schießen, sondern den weißen Schimpansen!“ Darauf blieb denn Ekute zwei Tage im Dorfe und dann ging er von neuem aus, um den weißen Schimpansen zu suchen. Nachdem er einige Zeit im Walde umhergestreift war, sah er eine Schwarzrückenschopfantilope. Ekute hob das Gewehr, um Feuer zu geben. Da — ein Knall — und wieder trat der weiße Schimpanse aus dem Busch hervor mit seiner Flinte. Erst wollte Ekute die Antilope für sich haben, aber als sie die Gewehre verglichen, stellte es sich wieder heraus, daß der weiße Schimpanse den Schuß abgegeben hatte. Der aber schenkte nochmals dem Manne das Tier und sagte zu ihm: „Ich weiß wohl, daß dein Vater dich geschickt hat, mich zu töten. Nun gut, wenn du Mut hast, schieß jetzt auf mich!“ Ekute sagte aber nichts, sondern ging mit seiner Antilope nach Hause. Als er im Dorfe angekommen war, machte der Vater ihm Vorwürfe und sagte: „Nicht eine Antilope solltest du erlegen, sondern den weißen Schimpansen selbst.“ Da sagte der Sohn: „O mein Vater, ich fürchte mich so sehr vor diesem schrecklichen Manne! Ich kann ihn nicht schießen.“ Da schalt der Vater ihn sehr und nannte ihn feige, der Sohn sagte aber: „Ich habe mit dem weißen Schimpansen gesprochen; wenn du willst, so komm mit mir in den Busch, ich will ihn dir zeigen. Da magst du selbst auf ihn schießen.“ Des war der Vater zufrieden, und als sie noch einen Tag im Dorfe gewartet hatten,

gingen beide mit ihren Gewehren in den Busch, wohlausgerüstet mit Pulver und Schrot, sie hatten auch gut zu essen mitgenommen, denn der Weg war sehr weit, und der Schimpanse hauste nur im tiefsten, unzugänglichen Urwald. Nach langer Wanderung kamen die beiden denn auch an die Stelle, wo der weiße Schimpanse mit seinen Leuten sich aufhielt. Die waren alle schon auf einen großen Baum gestiegen, nur der Alte fehlte noch. Als der Vater all die Tiere sah, wurde er sehr unruhig und wollte gerne wieder zurück. Der Sohn sagte aber: „Laßt uns doch auf den weißen Schimpansen warten.“ Da plötzlich brach es in den Büschen und in furchtbarer Größe kam er hervor, in der Hand eine kurze Flinte. Der Vater trat entsetzt zurück und sagte: „Nur nicht schießen, das wäre sehr schlimm, nur nicht schießen, wir wollen langsam zurückgehen.“ Der Sohn aber meinte leise: „Nun, du wolltest doch den weißen Schimpansen schießen! Da ist er!“ Der Schimpanse rief: „Wenn ihr gekommen seid, mich zu erlegen, so schießt jetzt, schießt!“ Der Vater aber zog den Sohn mit sich fort und wollte nichts davon wissen, den Schimpansen zu schießen. Im Dorfe sagte der Sohn zu seinem Vater: „Habe ich nicht gesagt, daß der Schimpanse ein sehr böser Mann ist, mit dem nicht gut Kirschenessen ist. Nun, ich will aber wieder hin und will ihm sagen, daß er ins Dorf kommen soll, da kannst du ihn dann leicht überwältigen.“ Der Vater sagte: „So ist es gut, geh.“ Ekute ging nun wieder aus und

nahm reichlich Essen mit. Als er in dem Walde an den Aufenthaltsort des Schimpansen gekommen war, traf er den Alten wieder und der sagte: „Dich hat dein Vater wohl wieder geschickt, um mich zu schießen?" Der Mann sagte aber: „O nein, komm und iß." Da teilte der Mann mit dem weißen Schimpansen das Essen. Es war Fisch in Ngon mit Erdnußtunke dazu. Dem Schimpansen schmeckte das alles prächtig und er sagte: „Ich sehe, daß ihr so schlecht gar nicht lebt, ich werde nächstens kommen und euch im Dorf besuchen." Da sagte der Sohn, daß ihn das sehr freuen sollte, und der weiße Schimpanse möchte doch in zwei Tagen kommen. Darauf ging er zurück und erzählte seinem Vater, wie es gegangen war. Sie einigten sich dann, den weißen Schimpansen dann zu töten und legten zwei Gewehre bereit und taten reichlich Schrot in den Lauf.

Nach zwei Tagen kamen wirklich die Schimpansen alle an, erst seine Leute, die andern Schimpansen, zuletzt der weiße Alte selbst. Sie kamen alle und füllten das Versammlungshaus an. Den Alten aber baten Essamniamaböge und sein Sohn, in ihr Wohnhaus zu treten, und sie setzten ihm Essen vor. Darauf sagte der Vater, indem er seine Flinte nahm: „Lieber weißer Schimpanse, du mußt nicht böse sein oder dich über das entsetzen, was ich nun tue. Denn ich mache nur Spaß." Da nahm er seine Flinte, legte plötzlich auf ihn an und schoß los. Aber — unverletzt blieb der

weiße Schimpanse, und nur der Rauch erfüllte die ganze Hütte. Essamniamaböge aber hatte sich schnell gefaßt, er ergriff die zweite bereitgelegte Flinte, setzte sie dem Schimpansen auf die Brust und schoß ab. Aber kein Schrotstück verletzte ihn, und der Schimpanse sagte nur: „Das ist mal ein eigentümlicher Spaß, den du da betreibst; zweimal schießt du auf mich los. Ich vermute, du hast mich töten wollen." Da entsetzte sich der Mann furchtbar und war froh, als der weiße Schimpanse mit seinen Leuten wieder abzog. Der Sohn aber sagte: „Siehst du! Du hast mich geschickt, um dieses Ungeheuer zu erlegen, aber ich wagte nicht zu schießen. Im Wald habe ich dir dann das Tier gezeigt, aber du wolltest ihn da nicht schießen, nun, da ich ihn in unser eigenes Dorf gebracht habe, was hättest du da wohl zu fürchten gehabt? Aber du hast es nicht vermocht, ihn zu töten. Wenn du nun noch weiter sagst, ich solle ihn dir bringen, so werde ich sagen, das kann ich nicht tun." Da sagte der Vater: „Fürwahr, der weiße Schimpanse ist das schrecklichste aller Wesen und unverletzbar."

Die Fliege und die Tiere

Es war einmal eine Schlange, die am Wasser wohnte, und die sich eben, nachdem sie gebadet hatte, am Abhang sonnte. Da kam eine Fliege daher burrr, setzte sich auf den Kopf der Schlange und sagte: „Ich pflege, wenn ein Elefant gestorben ist, alles bis auf die Zähne und Knochen zu verderben, und du bist viel kleiner als ein Elefant!" Da sagte die Schlange zu sich: „Wie sagt dieses Tier? Es pflegt einen toten Elefanten zu verderben und ich wäre viel kleiner als ein Elefant? Das verstehe ich nicht." Zur Fliege sagte sie: „Wie? Ich habe dich nicht verstanden!" Die Fliege sagte: „Wenn ein Elefant gestorben ist, und ich lege meine Eier darauf ab, so wird alles Fleisch verderben, nur die Knochen und das Elfenbein bleiben nach. Du aber bist noch viel kleiner als ein Elefant." Da fürchtete die Schlange sich sehr und lief schleunigst fort und verkroch sich in ein Loch, welches von einer Hamsterratte bewohnt wurde. Als diese das sah, sagte sie: „Was, von dem Tage an, daß ich hier wohne, ist

die Schlange noch nie in meine Wohnung gekommen. Wahrscheinlich ist ein Krieg in ihrem Rücken ausgebrochen." Da befiel sie eine große Angst, sie lief weg und auf eine Liane hinauf. Hier traf sie auf die rotschwänzige Meerkatze, die sagte: „Was, vom Tage an, da ich hier lebe, habe ich noch nie die Hamsterratte auf die Bäume gehen sehen. Da wird ein Krieg in ihrem Rücken ausgebrochen sein." Darauf nahm sie schleunigst Reißaus und ging hoch in die höchsten Bäume, wo sie auf die weißnasige Meerkatze traf, die aber sagte: „Mein Gott, was ist denn nun los, da kommt die Rotschwanzmeerkatze gar hier oben herauf, da wird ein Krieg in ihrem Rücken ausgebrochen sein." Sprachs und floh schleunigst auf einen ganz alten, hohen und trockenen Baum. Kaum war sie aber darauf, als der Baum in der Mitte barst und dem Elefanten, der gerade darunter stand, auf den Rücken schlug. Der bekam einen gewaltigen Schreck und sagte: „Wie kommt denn die Weißnasenmeerkatze dazu, auf diesen trockenen Baum zu gehen, das habe ich noch nie gesehen. Gewiß ist irgendein Krieg ausgebrochen." Da lief er schnell fort und ging tief ins Wasser hinein, wo er die kleine Barbe mit den roten Flossen traf. Die Barbe bekam einen großen Schreck und sagte: „Wie kommt denn der Elefant hier so tief ins Wasser, das pflegt er doch sonst nicht zu tun?" Da riß sie schleunigst aus in die Tiefe und traf auf den Kletterfisch, der aber sagte: „Wie kommt die Barbe hier in diese Tiefe? Solange



Im Versammlungshaus.

ich hier wohne, habe ich das noch nie gesehen. Gewiß ist ein Krieg irgendwo ausgebrochen." Die Barbe aber sagte: „Wie fragst du mich?" Da schwamm der Kletterfisch schleunigst weg an entfernte Stellen, wo er in das Gebiet des Maulbrüterfisches kam, der fragte: „Nanu, wie kommt denn der Kletterfisch hierher, wo ich allein zu wohnen pflege? Da wird irgendwo ein Krieg hinten ausgebrochen sein." Der aber entgegnete: „Wie kannst du mich nur fragen?" Da entfloh der Maulbrüterfisch schleunigst weit weg an den Platz, wo der Stachelwels hauste. Der erschrak nicht schlecht und rief aus: „Nun seht, was macht denn der Maulbrüterfisch hier. Da ist wohl ein Krieg im Rücken ausgebrochen?" Der sagte: „Wie kannst du mich nur fragen?" Da enteilte der Stachelwels und ging weit weg in das moddige Wasser, wo der Büschelwels sich aufhielt. Als der ihn sah, rief er entsetzt: „Wie kommt denn der in den Schlamm hier? Jetzt nur fort, da ist sicher ein Krieg ausgebrochen!" Sprach der Stachelwels: „Du fragst mich noch?" Da rannte der Büschelwels weg und kam in die Gegend, die der Riesenwels Ndschagóllongo innehat. Wie der den Büschelwels sah, fragte er: „Nun, wie kommt denn der hier in mein Gebiet so eilig, das habe ich noch nie gesehen. Da muß etwas sehr Schlimmes los sein, vielleicht gar Krieg." Der Büschelwels aber sagte: „Wie fragst du mich so etwas?" Da wurde dem Ndschagollongo sehr angst und er floh eiligst und kopflos davon. Er geriet aber in eine Untiefe nahe beim Dorfe,

wo er nicht wieder heraus konnte; als die Weiber, die beim Kassavewaschen waren, den großen Fisch sahen, liefen sie schleunigst in das Dorf, wo sie ihre Männer herbeiholten, die den Fisch mit einem Speer erlegten.

Als in der Familie des Ndschagollongo das traurige Schicksal des Familienhauptes bekannt wurde, fragte man allgemein: „Wer hat denn den Ndschagollongo veranlaßt, in das flache Wasser zu gehen?" Da hieß es von anderer Seite: „Der Büschelwels ist es gewesen, der den Ndschagollongo getötet hat." Als man zu ihm ging, sagte der: „Nein, ich bin es nicht gewesen, der den Ndschagollongo getötet hat. Ich habe ganz ruhig im Schlamm gesessen, als der Stachelwels ankam, was ich noch nie gesehen hatte. Da meinte ich natürlich, ein Krieg sei ausgebrochen, der Stachelwels sagte dann: Wie fragst du mich? Da bin ich natürlich auch schleunigst entflohen und so ist die Geschichte gekommen." Da gingen alle zum Stachelwels, der aber verteidigte sich ebenso und wies sie an den Maulbrüterfisch. Der sagte aber: „Ich bin es auch nicht gewesen, geht zum Kletterfisch. Der hat mich zum Fliehen veranlaßt. Der ist es gewesen!" Der Kletterfisch aber konnte sich ebenfalls gut verteidigen und erzählte, wie es ihm mit der Barbe gegangen war. Die sagte aber: „Nein, ich habe ruhig im Wasser gestanden, als plötzlich der Elefant ins tiefe Wasser gelaufen kam, was er doch sonst nicht tut. Da bin ich geflohen. Geht zum Ele-

fanten, er ist's gewesen." Der Elefant sagte: „Was? Ich? Ich bin ruhig im Walde spazieren gegangen, als mir plötzlich von der Weißnasenmeerkatze ein ganzer Ast auf den Rücken geworfen wurde. Wie kommt denn die auf den trockenen Baum? Geht zu ihr. Sie hat veranlaßt, daß ich ausgekniffen bin. Sie ist's gewesen." Die Weißnasenmeerkatze konnte aber auch ebenso eine Entschuldigung vorbringen, indem sie von der Rotschwanzmeerkatze erzählte. Als man zu der ging, sagte sie: „Ich soll das gewesen sein? Ich habe ruhig an meinem Platze gesessen, als die Hamsterratte in rasender Flucht auf die Liane kam, da bin ich auch weggelaufen in die höchsten Bäume, wo ich die Weißnasenmeerkatze traf. Nein, geht zur Hamsterratte." Die sagte: „Wie? Ich, liebe Freunde, kann auch nichts dafür. Ich habe ruhig in meiner Höhle gesessen, als die Schlange in mein Haus geflüchtet kam. Da bin ich auch ausgerissen. Geht zur Schlange. Sie ist die Schuldige!" Da ging man zur Schlange. Die sagte aber: „Was? Ich habe mich ruhig am Flußufer ausgeruht. Da kam die Fliege und setzte sich auf meinen Kopf und sagte: ‚Ich verderbe den Elefanten, wenn er gestorben ist, und du bist viel kleiner als ein Elefant!' Da ich mir diese schrecklichen Worte nicht zu deuten wußte, bin ich schnell in ein Loch gekrochen, das zufällig von der Hamsterratte bewohnt wurde. Nein, die Fliege allein ist daran schuld, daß der Ndschagollongo so elend gestorben ist!" Da sagten alle: „Ja, nun haben

wir's, die Fliege ist allein daran schuld, die böse Fliege!"
Darum hassen alle die Fliege und wenn sich eine auf unseren Körper setzt, so greifen wir schnell zur Fliegen-Flatsche und töten dieses widerliche, böse Tier.

Schildkröte, Leopard und Schimpanse.

Einst wohnten Schildkröte, Leopard und Schimpanse in drei verschiedenen Dörfern, die nicht weit voneinander lagen, etwa so wie Nssälang, Biänemajong und Alén. Eines Tages nahm der Leopard eine große Axt und ging in den Busch, wo er viel Honig in einem Baum fand. Er tat ihn in ein Blätterbündel und hing ihn in seinem Versammlungshause auf. Während er nun im Wohnhause auf dem Bett lag, stahl die Schildkröte den Honig aus seinem Versammlungshaus. Der Leopard bemerkte den Diebstahl und sagte zum Schimpansen: „Diesen Fall wollen wir morgen gerichtlich untersuchen, hörst du! Und die Schildkröte soll auch dazu kommen!“ Am anderen Tage kamen denn auch die Tiere im Versammlungshause des Leoparden zusammen. Die Schildkröte sagte zum Schimpansen: „O zurzeit ist meine Haut nicht sehr schön, ich will mich waschen gehen.“ Da sagte der Schimpanse: „Ja, ich werde auch baden gehen.“ Darauf gingen beide zum Wasser. Als sie mit dem Bade fertig waren und ihren Körper mit Öl salben

wollten, sagte die Schildkröte: „Laßt uns mit dem Öl tauschen; mein Öl ist sehr gut und hat einen schönen Geruch.“ Da willigte der Schimpanse ein, und sie tauschten. Die Schildkröte salbte sich mit dem Öl des Schimpansen, und der Schimpanse schmierte sich den Honig auf den Pelz, denn die schlaue Schildkröte hatte den Honig in die Öldose getan. Als sie nun zurückkamen, sagte die Schildkröte zum Leoparden: „Wenn du bei irgend jemand viele Bienen auf dem Pelz siehst, so mußt du sagen, der hat den Honig gestohlen.“ Und richtig, es dauerte nicht lange, als viele, viele Bienen ankamen und sich auf den Pelz des Schimpansen setzten. Der Leopard aber nahm sein Gewehr und schoß den Schimpansen tot.



Der Weiberfeind

Es war einmal ein Mann namens Malong me Ntsaa, und der war stets auf Jagd. Stets ging er in den Busch und kam abends mit seiner Beute wieder. Eines Tages nun verirrte er sich dabei. Er kam an ein Flüßchen und stieg es hinab, immer weiter, in der Hoffnung, den Weg zu finden, aber er geriet nur noch weiter in den Busch hinein. So war er sieben Monate umhergeirrt, als er eine Frau traf, die den Fluß aufwärts ging. Da fragte er sie: „Wo kommst du her?" Sie sagte: „Oh, ich bin zum Fischen gegangen und habe — ich weiß nicht wie es kam — eine falsche Richtung eingeschlagen und mich verirrt. Sieben Monate bin ich bereits im Busch." Da antwortete der Mann: „Oh, ich ebenfalls; laß uns zusammengehen, damit wir einen Weg finden." Sie waren auch beide nicht weit gegangen, als sie plötzlich einen kleinen Weg vom Flusse abführen sahen. Da beschlossen sie, diesen Weg zu gehen. So wanderten sie ein kleines Stück, als sie Stimmen hörten wie von Leuten, die beim Urwaldroden waren: „So rodet man den Urwald zu

einer Pflanzung, so rodet man den Urwald zu einer Pflanzung!“ Und da sahen sie schon eine Pflanzung im Urwalde. Dann rief die Stimme: „Und so brennt man sie,“ und schon war die Pflanzung gebrannt. „Und so pflanzt man.“ Da standen schon Maispflanzen auf dem Feldstück. „So macht man ein Dorf“, klang es, und da stand ein hübsches Dorf in der Pflanzung. Da ließ der Mann das Weib zurück und ging näher heran und hörte Stimmen, die riefen: „Oh, ein Mann kommt.“ Da setzte sich der Mann in das Versammlungshaus. Der Häuptling war sehr freundlich und bewirtete ihn mit Essen. Aber Malong wollte nicht essen und sah immer nur nach dem Wege aus. Da fragte ihn sein Wirt: „Warum ißt du nicht? Was suchst du noch auf dem Wege dort?“ Der Mann erwiderte: „Ich habe noch eine Frau dort zurückgelassen.“ Der Häuptling aber meinte: „Dann rufe sie doch.“ Das tat der andere auch, die Frau kam und setzte sich in ein Wohnhaus zu den andern Frauen. Der Häuptling rief den Mann beiseite und sagte: „Dies hier sind drei schöne Mädchen, nimm sie, heirate sie und bleibe hier!“ Da sagte der Mann: „Nicht doch, du hältst mich wohl zum Narren!“ Darauf nahm der Häuptling noch 6000 Stück Speergeld und legte sie dazu und wiederholte seine Aufforderung. Der andere aber sagte: „Wie soll ich wohl die Mädchen heiraten, ich glaube, du bist nicht recht bei Trost.“ Da rief der Häuptling alle Weiber in ein Haus und sagte zum Malong: „Und diese gebe

ich dir alle dazu." Der Malong meinte aber: „Du bist ganz verrückt und hast mich zum Narren!" Da ging der Häuptling auf den Dorfplatz und rief laut dem Manne zu: „Was willst du denn, hierbleiben oder wieder fortgehen?" Der antwortete aber überhaupt nicht mehr. Da hörte er plötzlich wieder die Stimme wie vorher: „Und so entferne ich es." Kaum hatte die Stimme das gesagt, da verschwanden die Häuser mit den Frauen und das Versammlungshaus, und als er sich erstaunt umsah, war auch die große Pflanzung nicht mehr, sondern alles war Urwald wie früher, und er war mit dem Weibe allein darin. Da begannen beide wieder weiterzuwandern, aber bald klagte die Frau: „Oh, meine Knie tun mir weh." Nicht lange danach, so mußte sie sich hinsetzen, und das Weib starb. Dann ging der Mann noch zwei Tage, bis er auch plötzlich krank wurde und starb.

Der Bruder und die Schwester

Essamniámabóge hatte einmal allen seinen Weibern gesagt, er wollte keine Zwillinge haben. Nun gab er aber einem Weibe Medizin, so daß sie Zwillinge gebären mußte. Es begab sich denn auch, daß dies Weib Zwillinge gebar und, da sie ihren Mann fürchtete, so tat sie den einen Zwilling, einen Knaben, in einen Kochtopf und deckte ein Bananenblatt darüber; den Kochtopf aber stellte sie in ihr Haus. Den anderen Zwilling, ein Mädchen, behielt sie an ihrer Brust. Als nun Essamniamabóge kam, fragte er das Weib, ob sie nicht Zwillinge geboren habe. Die aber leugnete. Da rief er am anderen Tage alle Weiber in sein Versammlungshaus und fragte sie, ob nicht das eine Weib Zwillinge geboren hätte. Die Weiber aber verrieten die Frau nicht, sondern sagten, sie wüßten das nicht. Damit war aber Essamniamabóge nicht zufrieden, er fragte noch weiter im Dorfe herum und erfuhr endlich auch von einem Mann — der davon gehört hatte —, daß die Frau zwei Kinder bekommen habe. Da ging Essamniamabóge zu der Frau und sagte: „Wie ich höre, hast du doch Zwillinge geboren." Die aber sagte: „Nein,

doch nur dies eine." Da ging Essambe in ihr Haus und suchte nach dem anderen Zwilling; er ließ kein Körbchen unbesehen und fand auch wirklich den Knaben im Kochtopfe. Da nahm er den Knaben, ging damit an den großen Fluß, der etwas weiter vom Dorfe entfernt floß, und warf das Kind hinein. Dann ging er wieder ins Dorf. Nun lebte gerade eine Frau in einer anderen Sippe, die zu ihrem Kummer keine Kinder bekam; diese war zufällig gerade an dem Flusse, und als sie an die Stelle kam, wo Essambe das Kind in den Fluß geworfen hatte, fischte sie das Kind, das im Röhricht und Lianengewirr über dem Wasser hängen geblieben war, mit dem Netz. Da war die Frau über alle Maßen froh, ging mit ihrem Fund nach Hause zu ihrem Mann und sagte: „Sieh, ich habe bereits geboren, denn ich habe das Kind im Wasser gefunden, und es gehört mir!" Da freute sich der Mann auch sehr, gab ihm den Namen Bebange be Mema und ließ den Knaben im Dorfe aufwachsen, so daß er sein Erbe würde. Als der Knabe herangewachsen war, begab es sich, daß dieser in dem Busch, der zwischen dem Dorfe Essamniamaböges und dem Dorfe seiner Pflegeeltern war, Fallen aufstellte und diese nun nachsah. Da begegnete er eines Tages einigen Mädchen aus dem anderen Dorfe, die zum Fischen gingen. Da nahm er eine Rohrratte und gab sie einem von ihnen; das Mädchen aber gab ihm von den Fischen, die es gefangen hatte. Den anderen Tag ging er wieder, um

die Schlagfallen nachzusehen, da hatte er vier Tiere gefangen, einen Quastenstachler, ein Hirschferkel, eine Hamsterratte und eine Rohrratte, und als die Mädchen kamen, gab er jedem ein Tier, seiner Zwillingsschwester — denn sie war es — aber das Hirschferkel. Die Mädchen gaben nur jedes einen Fisch. Darauf gingen sie zurück und erzählten Essamniamaböge das Erlebnis, und die Zwillingsschwester sagte: „Wir begegneten einem sehr schönen Manne, aber er sagte nicht zu einer: ‚Du mußt mich lieben', sondern gab bloß die Tiere." Da ging ihr Vater zu einem sehr klugen Manne, der alles wußte, der hieß Odschimesso, und befragte ihn deswegen. Odschimesso aber sagte ihm, daß dies sein Sohn wäre, und daß er zu dessen Stiefvater, der Mamambe hieß, gehen solle. Darauf ging Essamniamaböge wieder nach Hause, um am nächsten Tage Mamambe aufzusuchen und den Sohn von ihm zurückzuverlangen. Nachdem Mamambe den andern angehört hatte, sagte er: „Wenn du diesen Sohn zurückhaben willst, so mußt du mir acht Schafe bezahlen." Das tat Essamniamaböge auch und ging mit seinem Sohn ins Dorf zurück. Dort wunderten sich alle Weiber über die Schönheit des Ankömmlings, so daß Essamniamaböge bei sich dachte: „Wenn das so weitergeht, so werden mich die Frauen gar nicht mehr ansehen. Es ist besser, ich töte diesen Menschen!" Da ging er zu seinen Leuten und sagte ihnen, sie sollten den Sohn des Nachts heimlich töten! Nachts fand sich denn auch ein Mann vor der

Tür des Sohnes ein und wollte ihn töten. Nun hatte aber der Sohn, wenn er schlief, hinten am Kopfe die Sonne und vorn den Mond. Als nun der Mann vor der Tür war, sagte der Mond zu ihm: „Du mußt nicht schlafen, man will dich töten." Da sagte Bebange zu seinem Haumesser: „Folge dem Manne, der vor der Tür steht und töte ihn." Da folgte das Haumesser dem Manne und tötete ihn und kam zu Bebange zurück und sagte ihm: „Ich habe den Mann getötet." Der sagte: „Gut so." Am anderen Tage rief Essamniamaböge die Leute wieder, und man fragte herum, ob nicht ein sehr starker Mann da sei, der es nochmals versuchte. Da stand ein anderer Mann auf und sagte: „Ich habe große Kraft und werde das Wagnis ausführen." Nachts ging dieser Mann nun heimlich vor das Haus Bebange's, aber als er die Tür beiseite schieben wollte, sagte die Sonne zu Bebange: „Du darfst nicht schlafen, man will dich töten." Da rief Bebange wieder das Haumesser, und dieses folgte auf das Geheiß dem Manne vor der Tür und tötete ihn und kam wieder zu Bebange zurück und sagte: „Der Mann ist tot." — „Gut." Als es nun am anderen Tage bekannt wurde, daß wieder ein Mann getötet war, wollte sich keiner mehr bereit finden, den Sohn zu ermorden; da sagte Essamniamaböge selbst: „Gut, wenn kein anderer den Mut hat, so werde ich selbst die Sache ausführen!" Nachts aber kam er, und als er durch das Dach brechen wollte, um Be-

bange zu töten, rief die Sonne Bebange wieder zu, er solle nicht schlafen, und er schickte seinen Hauer aus, der Essamniamaböge bis hoch in die Lüfte nachfolgte. Schließlich ließ sich Essamniamaböge wieder niederfallen, und zwar in einen Kopalbaum, aber der Hauer kam nach und tötete ihn durch Zauberei. Ein anderes Zauberwesen, das sich auf die Sache verstand, machte Essamniamaböge wieder zurecht, flickte auch den Kopf wieder an und sagte zu ihm: „Morgen mußt du sagen: ‚Ich bin krank.‘ Und wenn dich die Leute fragen: ‚Woher und wieso‘, so sagst du: ‚Ich habe meinen Sohn töten wollen, aber er ist stärker gewesen als ich und hat mich getötet.‘“ Am anderen Tage sagte Essamniamaböge: „Ich bin krank überall.“ Da fragten ihn die Leute: „Wo und wie?“, und Essamniamaböge sagte: „Ja, ich habe meinen Sohn töten wollen, aber dieser war stärker als ich und hat mich getötet.“ Kaum hatte er diese Worte gesagt, als er wirklich starb.

Ekute Essamniamaböge bei den Seelen

Einst sagte Ekute zu sich: „Oh, ich will mal an den Platz gehen, wo meine Mutter geboren ist!" Ekute hatte nämlich nur eine Mutter und drei Brüder im Dorfe, sonst besaß er rein nichts, auch gar keine Frau, ebenso hatten seine Brüder nichts. Aus dem Grunde machte er sich denn auf, um seine Verwandten von mütterlicher Seite zu besuchen, nämlich die Seelen. Bald kam er denn in einen großen Wald, der voller Tierfährten war, und es dauerte auch nicht lange, da traf er einen Quastenstachler, der seinem Jagdhunde eine Glocke um den Hals gehängt hatte, damit er anderen Quastenstachlern nachspüre: „Denn", so sagte der Quastenstachler zu Ekute, „die anderen hätten die Kassave seiner Mutter gegessen." Da sagte Ekute: „Wie kommt es, daß du andere Quastenstachler tötest, bist du nicht selber einer?" Da sagte der: „Das ist die Sache wegen der Seelen. Kehre um und gehe nicht zu ihnen." Aber Ekute ging weiter. Da traf er bald einen Vogel, der eine Vogelfalle aufstellte, um Vögel zu fangen. Da fragte Ekute wieder: „Wie kommt es,

daß du andere Vögel töten willst, bist du nicht selbst ein Vogel?" Da antwortete der Vogel: „Oh, das ist wegen der Sache mit den Seelen. Kehre um und gehe nicht in ihr Land!" Ekute aber ging weiter und traf zwei Schweine, die machten eine Fallgrube, um andere Schweine zu töten. Auf Ekutes Frage sagte ein Schwein, daß sie es täten, weil die anderen Schweine die Kassave ihrer Mutter aufzufressen pflegten. Da fragte Ekute abermals: „Wie kommt es, daß ihr andere Schweine töten wollt, wo ihr doch selbst zu der Familie der Schweine gehört?" Hierauf antworteten die Schweine: „Das ist wegen der Seelen, kehre um und gehe in das Land der Menschen zurück!" Ekute aber wollte sich nicht raten lassen; da sagte das Schwein: „Ach, Ekute, ich dachte, du hättest nun allmählich Verstand bekommen, aber ich sehe, du bist noch so dumm wie früher; gehe nur deiner Wege, dorthin, wohin es dir beliebt!" Dann begegnete Ekute einer Antilope, die ein Stellnetz aufgestellt hatte. Er fragte sie: „Oh, was machst du hier mit dem Stellnetz?" Da erwiderte die Antilope und sagte: „Wie kannst du nur so dumm fragen, Ekute, ich bin hier, um die anderen Antilopen zu fangen." Da wunderte sich Ekute sehr, aber die Antilope fragte: „Wo willst du denn hin?" Ekute sagte: „Ich will die Verwandten meiner Mutter aufsuchen." Das Tier entgegnete: „Dann geh nur diesen Weg, den ich gekommen bin, immer geradeaus, bis du an eine verlassene Lichtung gelangst, dort bist du nahe beim Dorf." Dann



Auf dem Dorfplatz in Makonanam.

ging Ekute weiter und kam noch an vielen Tieren vorbei, an Elefanten, Schirrantilopen usw., die alle auf der Treibjagd waren. So ging er lange Zeit, drei Tage hindurch, bis er endlich an ein Dorf kam, da saß ein Mann, der sagte: „Nun, wohin willst du denn?" Ekute antwortete hierauf: „Oh, ich will die Familie meiner Mutter aufsuchen, bin ich hier nicht recht?" Da erwiderte der Mann: „Jawohl, gehe nur in das nächste Dorf, da wirst du alle sehen." So ging denn Ekute weiter und kam auch in ein großes Dorf, das voll von Tieren war. Es waren alle da, die Antilope, das Schwein, der Adler, der Hund, der Leopard, der Elefant, oh je! Da sagte Ekute: „Bin ich hier nicht im Dorfe meines Großvaters?" Dies bestätigten ihm denn auch die Tiere. Nun ging er ins Versammlungshaus und wollte sich hinsetzen, aber da riefen laute Stimmen um ihn her: „Oh, oh, wie kommst du denn dazu, dich auf uns zu setzen?" Er setzte sich darauf anderswo hin, aber da sagte eine Stimme: „Oh, Ekute, paß' mir auf meine Füße auf, warum mußt du dich gerade hierher setzen?" Ekute aber sah keine der Seelen, weil ja die Menschen keine Seelen sehen können. Da sagte er zu den Unsichtbaren: „Oh, ich wollte nur meinen Großvater und dessen Verwandten besuchen; bin ich euch nicht recht, so werde ich wieder zurückgehen. Wenn ich mich irgendwo hinsetze, so heißt es: ‚Hier nicht.' Ich sehe aber niemanden, was soll ich da tun?" Bald kam denn auch sein Großvater, der nahm

eine Blattdüte und tat Medizin in die Ohren Ekutes. Der fiel sofort tot um und wachte als Seele wieder auf. Da sah er alle Leute, viele, viele, und das große Dorf, in dem er sich befand, sah er nun erst ordentlich. Alle Häuser waren gedeckt, vorher hatte er sie nämlich alle nur mit Dachsparren bedeckt gesehen. Nun sprach Ekute: „Oh, mein Großvater, ich habe nichts, kein Huhn, kein Schaf, rein nichts, dagegen drei Brüder, die auch nichts haben, und meine alte Mutter. Nun wollte ich dich so bitten, wenn du ein Huhn oder Schaf hättest, es mir zu geben, denn eine Frau habe ich auch nicht." Da lachte der Großvater und sagte: „Oh, das macht nichts, das kommt wohl noch alles zurecht, iß mir erst mal ordentlich." Da fing er ein großes Schwein ein, tötete es und aß es mit seinem Enkel. Am nächsten Tage schlachteten sie ein Schaf, und sie lebten herrlich und in Freuden. Nach einiger Zeit sagte der Großvater zu Ekute :„Komm, wir wollen in den Busch auf jene Seite gehen, dort will ich dir alles zeigen, und du wirst ein großer Häuptling werden, und alle werden sich über dich verwundern." So gingen sie denn in den Urwald, bis sie an einen großen Kopalbaum kamen. Dort sagte der Großvater: „Reinige alles um diesen Baum ordentlich, bis dort hinunter." Der Großvater ging dann hinunter und fragte: „Siehst du mich?" Ekute sagte: „Nein." Da sagte sein Großvater: „Reinige auch auf jener Seite!" Ekute tat, wie ihm geheißen. „Nun mußt du kleine Häuser machen, vierzig auf dieser

Seite und vierzig auf jener Seite!“ Auch das tat Ekute. Dann klopfte der Großvater an den Kopalbaum und siehe, sofort schrumpfte er zusammen und wurde so klein, daß sie Feuerholz von ihren Ästen abschlagen konnten. Damit machten sie nun ein großes Feuer an, worauf sie die Medizin kochten. Der Großvater ging an einen kleinen Fluß und brachte zwei Rindenschachteln mit, die von selbst laufen konnten. Wenn er sie rief: „Kommt, kommt“, so kamen sie von selbst. Nun sprach der Großvater: „Lieber Ekute, alle Dinge, die ich imstande bin, dir zu geben, sind hier. Nimm diese Schachteln, sie sind Wunderschachteln, und verberge sie nicht in deinem Dorfe, sondern unterhalb des Baches in der Nähe deines Dorfes in der Erde und so, daß kein anderer sie findet; denn sonst ist die Geschichte aus. Wenn du nun zurückgehst, so brauchst du nur einen Wunsch zu äußern, und er wird in Erfüllung gehen, die Schachteln werden dir helfen.“ Darauf erwiderte Ekute: „Ach, mein Großvater, ich glaube, die Sache, die du mir mitteilst, ist nicht ganz richtig.“ Aber der Großvater entgegnete: „Doch, doch! Dein Dorf wird aber wachsen und groß werden, und achtzig Hütten wirst du bauen, denn achtzig Weiber wirst du heiraten, gerade wie du hier achtzig Häuser gebaut hast. Geh nur dorthin und rufe die Schachteln.“ Das tat Ekute auch und rief: „Kommt, kommt.“ Da kamen sie schon, und Ekute war sehr froh und sagte: „Ja, nun sehe ich, daß du mir alles ordentlich gezeigt hast.“ Nachdem

der Großvater abermals an den Baum geklopft hatte, damit er wieder seine ursprüngliche Größe bekäme, gingen die beiden in das Dorf zurück. Dort sagte der Großvater vor den Leuten des Scheines halber, er hätte nicht viel zu vergeben, Ekute solle nur wieder nach Hause gehen, aber begleiten wolle er ihn bis zum anderen Dorfe. Das geschah auch, und unterwegs gab der Großvater nochmals die Weisung, die Schachteln nicht zu zeigen, sondern unter dem bezeichneten Bach gut einzugraben. Darauf gab der Großvater Ekute wieder die Medizin, die er ihm in die Ohren träufelte, und Ekute war wieder ein Mensch und ging mit seinen Schachteln durch den Wald seinem Dorfe zu. Als er an den Bach dicht vor seinem Dorfe kam, von dem ihm sein Großvater gesagt hatte, grub er dem Bach ein anderes Bett, machte in dem alten ein Loch und legte die Schachteln hinein; dann warf er Erde darüber und leitete den Bach wieder zurück. Hierauf ging er in sein Dorf. Da gab es natürlich ein Verwundern, und sein Bruder sagte: „Oh, Ekute, wir glaubten, du wärest längst tot, du bist ja so lange ausgeblieben. Was hast du denn gemacht?" Ekute antwortete: „Ach, ich bin ganz im Wald herumgelaufen und war nahe daran zu verhungern, aber gesehen habe ich keinen." Da sagte der Bruder: „Oh, Ekute, siehst du, du bist dumm, weshalb gehst du so weit? Wir waren unterdessen nahe daran, Hungers zu sterben." Da ging denn Ekute in das Dorf, wo seine drei Häuser standen, und er sah

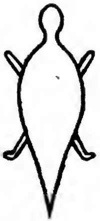
alles verwachsen und sagte: „Oh, ich sehe, mein Dorf ist unterdessen längst verdorben." Darauf reinigte er den Platz bei seinem Hause schön sauber. Über Nacht aber war wie von Zauberhänden das ganze Dorf so sauber gemacht und die Häuser so niedlich, wie man es selten sieht. Alle Leute, die hier vorbeikamen, wunderten sich und sprachen: „Oh, welch niedliches kleines Dorf, wir wollen uns doch hier ein wenig ausruhen." Die Leute brachten ihm alle Kleinigkeiten und schenkten sie ihm. Nun hörte er, daß in einem Dorfe nach Osten hin ein Mädchen war, und er beschloß, sofort hinzugehen. Sein Bruder aber sagte: „Was, eben bist du von der Reise zurückgekommen, und nichts ist bei dir in Ordnung, du hast keine schöne Sachen auf dem Körper, und geölt bist du auch nicht." Da bat Ekute seinen Bruder, ihm den Kopfputz ordentlich zurechtzumachen. Dann band er sich einen Messingkragen um den Hals, tat Messingringe an die Füße und Arme und ging nun so in jenes Dorf. Als er zu dem Vater des Mädchens kam und mit ihm wegen der Tochter sprach, sagte dieser: „Ach, Ekute, du hast ja rein gar nichts zum Heiraten, aber wenn du Freund mit meiner Tochter sein willst, so ist es gut." Da ging Ekute zu dem Mädchen, und als er sah, daß sie ihn gern hatte, fragte er, ob sie nicht vielleicht später mit ihm in sein Dorf gehen wolle? Das Mädchen erwiderte: „Oh, Ekute, du redest mit Umschweifen, ich bin immer sofort bereit, mitzugehen." Da sagte Ekute: „Laß uns

auf der Stelle aufbrechen." Das Mädchen aber entgegnete: „Ach nein, augenblicklich ist das Essen auf dem Feuer." Als dies aber fertig war, bot sie es Ekute an, zu essen. Dieser aber sagte: „Laßt uns doch gehen, ich bin augenblicklich nicht hungrig." Dann tat das Mädchen das Essen in ein Bündel und ging — es war unterdes Nacht geworden — mit Ekute in sein Dorf. Am anderen Morgen fragte Ekute sich verzweifelt, woher er das Geld nehmen solle, er hatte nun wohl eine Frau, aber kein Geld, sie zu bezahlen. Bald kam denn auch der Vater des Mädchens und machte Ekute Vorwürfe über seine Unbedachtsamkeit und sagte: „Gib mir das Mädchen nur zurück, du kannst ja nichts bezahlen." Da kehrte der Mann um, und als Ekute in sein Haus ging, oh — standen da doch fünf große Kisten voll Speergeld und eine Kiste mit Stoffen und viele andere Dinge. Dann rief er seinen Bruder und brachte mit ihm alle Sachen in das Dorf seines Schwiegervaters, der wunderte sich sehr und dachte bei sich: „Wie kommt dieser Ekute, der doch vorher nichts besaß, zu all diesen Sachen?" Ihm selbst sagte er: „Mein lieber Sohn, du bist mir herzlich willkommen; denn du hast ja ungeheuer viel Geld und wirst in Wahrheit ein großer Häuptling." Nun war Ekute natürlich sehr froh und sagte zu sich: „Ja, eine Frau habe ich nun, aber keine Pflanzung, wir müssen doch leben." Da erinnerte er sich an die Worte seines Großvaters und ging in den Busch und suchte sich einen

Platz für die Pflanzung aus. Nachts aber, bub, bub, schlugen die unsichtbaren Seelen die Pflanzung und brannten sie. Als Ekute am nächsten Morgen kam, fand er die Pflanzung geschlagen und gebrannt. Da sagte er: „Nun müssen noch die Stämme beiseite geräumt werden, und es fehlen noch die Grenzen der Landstücke, für zwei Frauen, nämlich für meine Mutter und für meine Frau.“ Am nächsten Tage war auch das geschehen, und Ekute sagte froh zu Mutter und Frau: „Legt nun Ngon in die Erde, es ist Zeit, daß ihr auf Arbeit geht.“ Da fragte ihn seine Mutter und sagte: „Was? Hast du schon alles fertiggemacht und abgegrenzt?“ „Ja, gewiß,“ antwortete Ekute. Da gingen denn die Frauen hin und legten Ngon. Auch das Haus für seine Frau halfen ihm die Seelen bauen. Darauf ging Ekute weiter, um eine andere Frau zu suchen, und da er das Brautgeld immer im Hause hatte, so dauerte es nur kurze Zeit, bis er neunundsiebzig Frauen hatte. Alle Pflanzungen und alle Häuser wurden ihm von den Seelen bereitet. Nun hörte er eines Tages, es sei nicht weit von ihm ein sehr schönes Mädchen mit Namen Odángemakóng; um die wollte er auch anhalten. Aber sein Bruder warnte ihn und sagte: „Oh, wenn du hörst, eine Sache heißt Odangemakóng, so ist sie sehr schlecht, heirate lieber dieses Mädchen nicht.“ Ekute aber erwiderte: „Ach was, warum soll ich sie nicht heiraten?“ Das Mädchen liebte ihn auch sofort, und er führte sie als Frau in

sein Dorf. Am Abend aber sagte das Mädchen: „Schlafe heute doch bei einer anderen Frau, ich mag nicht!" Dies tat Ekute denn auch, und als er schlafen gegangen war, machte Odangemakóng eine Medizin, indem sie ein Stück Holz anzündete und fragte: „Alle die vielen Sachen, die Ekute hat, woher kommen sie? Aus dieser Richtung?" — Das Feuer blieb. — „Aus jener Richtung?" — Das Feuer blieb. — „Aus jener Richtung?" Und sie zeigte den Weg, der zu dem Bache führte, und das Feuer erlosch. Dann ging sie auf den Weg, und als sie an den Bach kam, machte sie wieder ein Feuer an für die Medizin, und sie sagte: „Wo ist die Sache, die all diese Dinge hervorgebracht hat? Hier?" Und das Feuer blieb. „Und hier? Und hier?" — Und sie zeigte so alle Richtungen, aber das Feuer blieb; da deutete sie zu ihren Füßen, und das Feuer erlosch sofort. Nun begann sie den Bach abzuleiten und grub und grub und fand denn auch die beiden Schachteln. Da sagte sie: „Also das ist die Sache", und sie öffnete den Deckel und wubb, alle die hilfreichen Seelen, die darin enthalten waren, entwischten aus beiden Schachteln und gingen zum Seelenland. Das Weib aber ging ins Dorf zurück und packte schleunigst alle ihre Sachen. Ekute aber kam in der Nacht aus dem Hause und sagte: „Ach, ich weiß nicht, was mir im Kopfe ist, ich kann heute gar nicht schlafen, ich will bei dir schlafen." Aber Odangemakóng rief: „Komme nicht, komme nicht in mein Haus!" Dann ging Ekute

wieder in sein Haus zurück und legte sich hin. Odange-makóng aber nahm alle ihre Sachen und ging zu ihrem Vater zurück und sprach: „Wenn dieser Mann mich morgen trifft und sieht, daß alles so verdorben ist, so wird er mich töten.“ Nächsten Tag erwachte Ekute, und er wollte seinen Augen nicht trauen, denn alles, das ganze Dorf war weg und nur die drei alten Häuser standen noch, wie sie zuerst gewesen waren, alle Weiber, alles war fort. Da sagte sein Bruder: „Siehst du, was ich gesagt habe, hättest du dieses Weib nicht geheiratet, so wäre noch alles wie gestern, so aber hast du nichts mehr.



Die Zaubermedizin

Ein Mann ging einst aus, um eine Zaubermedizin zu erwerben, und zwar wollte er sie brauchen, um Tiere zu schießen. Dieser Mann war der älteste von vier Brüdern. Der Meister, von dem er die Medizin holte, fragte ihn: „Hast du denn die Kraft dazu?" Das bejahte der Mann, und der Meister gab ihm seine Medizin und seine Flinte, damit er auf Jagd gehe. Dann sagte er: „Kommst du in den Busch, wo es Schweine gibt, so flöte, dann wirst du sehen." Der Mann nahm eine Flöte und das Gewehr, ging in den Busch und tat dort, wie ihm gesagt war. Als er aber flötete, hörte er mächtiges Rauschen in den Büschen, und viele Zauberwesen standen vor ihm, da fürchtete er sich und ging zurück. Am Abend fühlte er sich aber fieberkrank, und am nächsten Morgen war er tot. Da ging sein zweiter Bruder zum Meister und fragte ihn nach der Medizin. Der sagte: „Oh, dein erster Bruder ist gestorben, wie willst du nun auch die Medizin nehmen?" Der zweite aber wollte nichts weiter hören, sondern bestand auf seinem Vorhaben. Ihm

erging es ebenso wie dem ersten. Er wurde nach Anblick der Zauberwesen krank und starb. Ebenso der dritte Bruder, der auch die Medizin genommen hatte. Schließlich kam der letzte. Trotzdem der Meister ihm seine Brüder als warnende Beispiele vorhielt, nahm er die Medizin und ging mit Flinte und Flöte in den Busch. Als er an den Ort kam, wo Schweine waren, flötete er, da kam sein ältester Bruder als Zauberwesen, nahm die Flinte des Bruders und schoß ihm Schweine — sieben Schweine. Die nahm er und brachte sie dem Meister. Am nächsten Tage ging er wieder, und sein Bruder erlegte ihm zehn Schweine. So wurde er durch die Medizin groß, und der Zaubermeister sagte: „Ja, nun bist du selbst ein großer Zauberer.“

Ntengone

Es war einmal ein Mann in einem großen Dorf, der hatte eine Frau, die ihm mehrere Kinder geboren hatte. Diese pflegte der Mann bald nach der Geburt aufzufressen. Schließlich sagte die Frau zu sich: „Wie kann dieser Mann immer die Kinder auffressen, das nächste Mal werde ich weit weggehen, um zu gebären, und ihm das Kind nicht wieder geben!“ Als es nun Zeit war, daß sie wieder gebären mußte, ging sie in den Busch, um sich dort ein Haus aus Blättern zu machen.

Hier gebar sie eine Tochter, der sie den Namen Ntengone gab, d. h. schlankes Mädchen. Als die Frau ins Dorf zurückkam und der Mann sie fragte, sagte sie: „Das Kind ist tot abgegangen.“ Der Mann wurde aber sehr erzürnt und sagte: „Dann hättest du es mir bringen sollen, damit ich es esse wie vorher, das ist nämlich ein ganz feines Fleisch! Es ist so zart wie Hühnerfleisch, und selbst die Knochen sind ganz zart und die Haut auch. Es ist sehr ärgerlich, daß ich es nicht essen konnte.“ Die Frau ging jeden Tag in den



An der Badestelle.

Busch, um ihrer Tochter Essen zu bringen, und diese wurde ein großes und schönes Mädchen. Der Mann, der das Fortgehen seiner Frau bemerkte und nicht wußte, was sie vorhatte, ging zu einem Zauberer, der alle Dinge kannte und sagte: „Meine Frau geht jeden Tag in den Busch, was sie dort tut, weiß ich nicht, ich glaube, daß sie dort geboren hat." Der Zauberer sagte: „Ja, sie hat dort eine sehr schöne Tochter geboren." Da sprach der Mann: „Ach gib mir doch Medizin, damit ich sie aus ihrem Versteck herausrufen kann!" Da meinte der Zauberer: „Ja, ich kann dir wohl die Medizin geben, du mußt aber ganz leise rufen wie deine Frau, sonst wird sie keine Antwort geben, und wenn sie antwortet, so pflegt sie zu pfeifen, da sie fürchtet, daß du es sonst hören würdest." Da ging der Mann an die Stelle, wo das Haus war und rief: „Ntengone, Ntengone." Allein er hatte eine viel zu tiefe Stimme, und das Mädchen sagte sich: „Das ist deine Mutter doch nicht, die hat eine andere Stimme." Sie gab keine Antwort. Als der Mann so vergeblich gerufen hatte, ging er wieder zum Zauberer und klagte ihm diese Sache. Der sagte: „Ja, du hast viel zu tief gerufen, weißt du denn nicht, daß Mann und Weib eine verschiedene Stimme haben? Du mußt ganz fein und hoch sprechen." Da ging der Mann wieder hin, machte eine ganz feine Stimme und rief: „Ntengone, Ntengone." Sie aber gab wieder keine Antwort, da sie gleich hörte, daß es nicht ihrer Mutter Stimme war, der Mann hatte näm-

lich viel zu hell, wie ein kleines Kind gerufen. Da ging er wieder zum Zauberer, und der belehrte ihn nun ganz genau, wie er die Stimme seiner Frau nachahmen müsse. So ging der Mann denn zum drittenmal vor das Haus der Tochter und rief nun ganz täuschend, der Mutter Stimme gleich: „Ntengone, Ntengone." Und wirklich, Ntengone kam heraus und sah den Mann. Der aber machte sie durch Zauberei krank, um des Nachts zu kommen und sie aufzufressen. Bald legte sich Ntengone hin, sie mußte sich brechen und wurde sehr krank. Als ihre Mutter kam, klagte sie sehr und sagte der Mutter, daß der Mann gekommen sei und sie ihm beim drittenmal Antwort gegeben habe, in der Meinung, sie, ihre Mutter, habe sie gerufen. Da klagten die Frauen sehr, die Mutter ging aber ins Dorf zurück. Nachts kam dann der Mann und fraß die Tochter. Er ließ jedoch alles Äußere liegen, so daß es aussah, als ob sie auf natürliche Weise gestorben sei. Am andern Tage kam die Mutter. Sie rief Ntengone, aber diese hörte nicht. Da fühlte die Frau sie an und merkte, daß sie tot sei. Die Mutter klagte sehr über den Tod ihrer Tochter, sie ging ins Dorf und sagte zu ihrem Manne: „Ich werde heute in den Busch gehen, und du wirst mich nie wiedersehen." Darauf ging sie, und kein Mensch hat sie je wiedererblickt. Ob sie einem Leopard zur Beute gefallen oder ein Elefant sie getötet oder ob sie im Wasser ihren Tod gefunden hat — kein Mensch kann darüber Auskunft geben.

Der Elefantenjäger und das Zaubermädchen

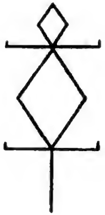
Essamniámabóge hatte einen Sohn, der hieß Mba Nsame. Dieser machte sich eines Tages auf, um die Verwandten seiner Mutter aufzusuchen. Im Dorf dort traf er nun seinen Ohm, der ein großer Elefantenjäger war. Da sagte Mba Nsame zu ihm: „Oh, zeige mir doch die Medizin, die dich instand setzt, alle Elefanten zu erlegen." Da sagte der Oheim: „Gut, ich werde sie dir zeigen, denn du bist ja mein Neffe." Da zog ihn der Oheim in die Büsche und verriet ihm dort, wie er die Medizin machen sollte. Er habe nämlich — so sagte jener — eine Spinne in ein Bündelchen zu wickeln und dieses an dem Firstbalken seines Hauses aufzuhängen, aber wenn er diese Medizin seinem Vater oder seiner Mutter oder anderen zeigte, so würde er die Folgen selbst zu tragen haben. Da versprach Mba auch, nie irgend jemandem etwas von der Medizin zu sagen, ging dann hin und machte, wie ihm sein Oheim geraten hatte. Dann nahm er seine Flinte und ging in den Busch, wo er bald Elefanten traf, von denen er einen erlegte. Dann aber verwandelte

er sich durch die Medizin, die ihm sein Oheim gegeben hatte, in einen Baumstumpf, so daß die anderen Elefanten, die den Jäger aufsuchen und töten wollten, ihn nicht entdeckten. Als die Elefanten fort waren, ging er ins Dorf, rief alle Leute zur Teilung des Fleisches, die Zähne selbst nahm er, legte sie ins Haus und schickte sie dann an die Küste, wo er viele Sachen dafür bekam, die er als Kaufgeld für eine Frau verwendete. Auch von dem Fleisch verkaufte er und bekam viel Geld. Nicht lange darauf nahm er wieder die Flinte, ging in den Busch und schoß wieder einen Elefanten. Ganz wie früher verwandelte er sich in einen Baumstamm und entging so der Verfolgung der Elefanten. So schoß Mba eine ganze Anzahl von Elefanten und bekam ein ganzes Haus voll Weiber. Da hörte er auch, daß nicht weit von seinem Dorfe ein sehr schönes Mädchen sei: Nun beschloß er am andern Tage, dies Mädchen aufzusuchen. Er ging hin und fragte sie, ob sie ihn möchte und seine Frau werden wollte. Darauf ging das Mädchen auch sofort ein, und Mba nahm sie als seine Frau mit ins Haus. — Dies Mädchen war aber eine Zauberin und gehörte zur Familie der Elefanten. — Mba aber sah alle seine anderen Frauen gar nicht mehr an, sondern nur die junge Frau. Und sie fragte ihn dann oft, ob er sie auch liebe; da sagte er: „Aber gewiß doch, siehst du denn nicht, daß ich für die anderen nicht mehr zu haben bin, sondern nur für dich?“ Da sagte sie: „Oh, wenn du mich

wirklich liebst, dann sage mir auch die Medizin, mit der du alle die Elefanten getötet hast!" Da sagte Mba: „Gut, ich liebe dich zu sehr und will dir das alles sagen. Also höre: Wenn ich auf Elefantenjagd gehe und eines dieser Tiere erlegt habe, so verwandele ich mich nachher in einen Baumstumpf dank der Medizin, die mein Oheim mir gegeben hat." Da sagte sie: „Schön, ich sehe, du liebst mich wirklich!" Nachts aber, als ihr Mann mit ihr schlief und dachte, seine Frau wäre bei ihm, hatte sich ihr Wesen vom Körper abgetrennt und sich zu den Elefanten begeben, während der Körper bei dem Mann zurückblieb. Den Elefanten aber sagte sie: „Wenn Mba Nsame wiederkommt und euch töten will, so sucht nur nach Baumstümpfen, darin steckt er. Nicht nach einem Menschen dürft ihr suchen, vielmehr zerstört alle Baumstümpfe, die ihr seht, und tötet ihn so." Dann kehrte ihr Wesen wieder in ihren Körper zu ihrem Mann zurück. Am anderen Tage ging Mba wieder auf Elefantenjagd und schoß wieder einen Elefanten. Dann verwandelte er sich in eine Sandfliege. Die Elefanten aber machten sich an alle Baumstümpfe, die sie sahen, und zerstörten sie. Mba aber verwandelte sich wieder in einen Menschen und rief alle Leute zum Fleischteilen. Im stillen aber wunderte er sich sehr und dachte nach, wie es gekommen sei, daß die Elefanten alle Baumstümpfe verwüsteten und ob sie wohl wüßten, daß er sich dahinein zu verwandeln pflegte. Das Mädchen aber sagte nachts ihrem Mann:

„Oh, du liebst mich nicht recht, sage mir ordentlich, wie du Elefanten tötest!" Da sagte er ihr: „Ja, wenn ich auf Elefantenjagd gehe, so verwandele ich mich in eine Sandfliege." Da kehrte die Frau wieder nachts zu den Elefanten zurück und erzählte ihnen, sie sollten alle Sandfliegen fangen und töten, denn Mba wäre in einer Sandfliege. Nun ging am nächsten Tag Mba wieder hin und schoß einen Elefanten. Da waren nur noch drei von der ganzen Herde übrig. Dann verwandelte er sich in eine Barbe. Die Elefanten aber suchten alle Sandfliegen in der Nähe auf und töteten sie alle. Darüber verwunderte sich Mba sehr und verstand nicht, wie die Elefanten dazu kamen. Dann ging er nach Hause als Mensch zurück. Nachts aber fragte ihn die Frau wieder und sagte: „Ich glaube, du liebst mich nicht, sonst sage mir doch genau, wie du dich verwandelst!" Da sagte Mba: „Ja heute werde ich diese Sache beendigen und dir genau alles sagen, damit du siehst, daß ich dich sehr, sehr liebe. Ich verwandele mich in einen Fisch, wenn ich den Elefanten geschossen habe." Da kehrte die Frau zu ihren Verwandten zurück und sagte: „Also nur im Wasser dürft ihr nach euerem Verfolger suchen, er ist ein Fisch." Das merkten sich die Elefanten. Als nun Mba wiederkam und von den letzten drei noch einen schoß und sich in einen Fisch verwandelte, liefen die beiden Elefanten ans Wasser, der eine stromaufwärts, der andere stromabwärts und fingen auch wirklich Mba, als er im Begriffe war,

aus dem Wasser herauszukommen und als Mensch wieder ins Dorf zu gehen. Da banden sie ihn und nahmen ihn mit in ihr Zauberland; dort traf er auch die Frau, die er für einen Menschen gehalten hatte und sagte ihr: „Wie kommst du denn hierher?“ Da sagte sie: „Ja, ich bin auch gar nicht ein Mensch gewesen, sondern ein Elefant und habe meine Familie dafür rächen wollen, daß du alle erschossen hast. Nun haben wir dich ja auch längst.“ Darauf töteten sie Mba und verzehrten ihn.



Der Freßsack als Elefant

Einst war einmal ein Mann, der ungeheuer gefräßig war und sich überall einfand, wo es Fleisch gab. Wenn er hörte, in Alén sei eine Antilope geschossen, so ging er hin und schlug sich den Bauch voll, waren in Biánemajong sehr viele Fische gefangen, so war er sicher da und half sie vertilgen und wenn in Nssálang ein Elefant erlegt war, so war er dort gewiß so lange zu Gast, bis alles verzehrt war.

Dieser Mann hatte nun zwei jüngere Brüder und ging mit ihnen auf Jagd und Tierfang in den Busch. Als sie tief im Urwald waren, hörten sie in den Büschen ein Brechen und merkten, daß Elefanten dort waren. Die jüngeren Brüder sagten: „Hier gehen wir nicht weiter, wir fürchten uns, denn der Elefant ist sehr gefährlich. Wir kehren gleich um.“ Der ältere Bruder aber sagte: „Oh, ich fürchte mich nicht vor Elefanten. Ich bleibe.“ „Gut, sagten die anderen, bleib du, wir gehen zurück!“

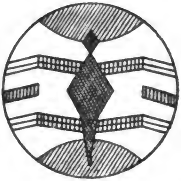
Als die Elefanten in die Nähe kamen, stellte sich der Mann hinter eine Deckung und schoß auf einen

los, den er auch erlegte. Nach einiger Zeit kamen die Brüder zurück und hörten, daß der Elefant tot sei. Da war natürlich die Freude groß und sie berieten nun, wer ins Dorf, das sehr weit entfernt lag, gehen und die Leute holen sollte. Da die Jüngeren die Eßlust des Ältesten kannten, so wollten sie den lieber schicken, aber er bestand darauf, daß die beiden Jüngeren gehen sollten, und versprach ihnen, den Elefanten nicht zu zerlegen, sondern auf die Leute zu warten. Kaum waren die beiden jungen Leute aber weggegangen, als der Mann alsobald begann, Feuer zu machen, einen Kochtopf darauf zu stellen, den Elefanten zu zerlegen und das Fleisch zu kochen und aufzuessen. Der Abend war noch nicht hereingebrochen, als er wahrhaftig schon die Hälfte des Elefanten vertilgt hatte. Am nächsten Morgen früh ging er wieder hin, um das übrige Fleisch auch zu verzehren. Er war noch nicht mit der Hälfte der anderen Seite fertig, als er plötzlich die übrigen Elefanten zurückkommen hörte. Er lief schleunigst weg, aber die Elefanten verfolgten ihn, holten ihn ein und töteten ihn, um ihren gefallenen Bruder zu rächen. Dann nahmen sie ihn mit und verwandelten ihn in die Elefantenleiche, derart, daß sie das verzehrte Fleisch des toten Elefanten durch sein eigenes Fleisch ersetzten.

Mittags kamen endlich seine Brüder mit allen Verwandten und den Leuten aus dem Dorfe zurück, um das Fleisch zu holen. Sie fragten sich verwundert, wo ihr Bruder wohl geblieben wäre, und, als sie den

Elefanten unberührt fanden, fragten sie noch erstaunter: „Wo ist denn wohl der Jäger, unser Bruder, hingegangen, er pflegt doch sonst nicht so zu sein?" Die Leute aber teilten das Fleisch unter sich und lebten den Tag herrlich und in Freuden.

Leider kam noch ein böses Nachspiel, denn die Seele des toten Mannes erschien nachts im Dorfe und forderte Rechenschaft von den Leuten, die ihn gegessen hatten. „Was ihr gegessen habt," sagte er, „war nicht der Elefant, den ich vorher zerlegt hatte, sondern mein eigenes Fleisch, da die Elefanten mich getötet und in die Elefantenleiche verwandelt hatten. Ihr habt so mein Fleisch gegessen!" Die Leute aber, seine Brüder und Verwandten und die anderen, die von dem Fleisch genossen hatten, starben alle.



Die bösen Schwestern

Es war einmal ein Mann, namens Mbui Ndongo, der hatte drei Töchter, aber die eine, die Nssongon-Mbui hieß, liebte er besonders. Sobald er etwas gekauft hatte, gab er es ihr, auch war sie in der Tat sehr schön und viele Freunde kamen zu ihr. Der Vater verzog so diese Tochter besonders, und die andern beiden beschlossen, die Nssongon durch Zauberei zu töten. Sie erzählten ihr eines Tages, sie wollten alle in den Sumpf gehen, um die Larven des Palmbohrers zu suchen. Das taten sie auch und alle gingen weit in die Mitte des großen Sumpfes. Nun begannen alle nach den Larven zu suchen, die andern beiden Schwestern begannen sich von der Nssongon zu entfernen, fanden sich außerhalb des Sumpfes zusammen und liefen eiligst den Weg zurück, den sie sich wohl gemerkt hatten. Als sie zu Hause ankamen, fragte die Mutter nach der Nssongon, die beiden aber sagten, sie wüßten nicht, wo sie geblieben wäre.

Als Nssongon nun die Abwesenheit der Schwestern bemerkte, und sie auf ihr Rufen auch nicht kamen, be-

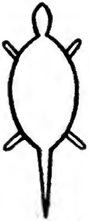
gann sie ängstlich zu werden und lief geradeaus fort, wobei sie in ihrer Angst natürlich den Weg verfehlte, immer weiter und weiter in den Busch kam, und sich ganz verirrte. Unterdessen schickten ihre Eltern Leute aus, um sie zu suchen. Vater und Mutter waren untröstlich und hofften immer, jeden Tag werde die verschwundene Tochter wieder ankommen, aber sie kam nicht, ein halbes Jahr lang nicht, und immer noch hofften die Eltern, daß die Tochter kommen würde. Dann begannen sie aber zu glauben, die Nssongon sei lange tot, eine Meinung, die die beiden Schwestern zu unterstützen versuchten. Um diese Zeit ging zufällig ein Mann namens Küi, der als Höriger zu der Familie des Vaters der Mädchen gehörte, in den Busch, um Honig zu suchen. Zufällig geriet er auch in die Nähe der Gegend, wo sich das Mädchen aufhielt, denn es war keineswegs gestorben, sondern hatte sich im Busch armselig von Früchten und Blättern ernährt, wobei es auch allerdings zum Skelett abgemagert war. So war das Mädchen gerade zu der Zeit, wo der Küi auf Honigsuche ging, auf einen Fruchtbaum geklettert, von wo aus es nun hörte, wie Küi mit der Axt an den Baum schlug, in dem er den Honig wußte. Da sang es:

„O Küi, der du bei meinem Vater im Versammlungshause saßest und bei meiner Mutter in der Küche, sage meinem Vater und meiner Mutter: Hier stirbt in ihrer Schönheit: Nssongon-Mbui.“

Das hörte Kúi und voller Erstaunen ließ er von dem Baume ab und suchte nach dem Ursprung dieser Töne. Er fragte: „Wer ist da?" Da sang das Mädchen wieder. Aber man weiß, wie schwer es ist, jemand zu entdecken, wenn er im Baum sitzt. Er konnte das Mädchen nicht sehen, obgleich er ganz in der Nähe des Fruchtbaumes stand. Da fragte er wieder, und das Mädchen antwortete wieder wie früher. Da sah er es, wie es abgemagert im Baume saß und die elenden Früchte aß. Nun war große Freude über das Wiedersehen und Kúi nahm das Mädchen mit ins Dorf, führte es aber von hinten in ein Haus und verständigte Vater und Mutter. Als diese von der Sache erfahren hatten, waren sie voller Freude, ließen es sich aber nicht merken, sondern kündeten im Dorfe das Seelenfest der Nssongon an, wie man es für die Verstorbenen zu feiern pflegt. Als die beiden bösen Schwestern das hörten, waren sie voller Freude, daß nun endlich die Eltern an den Tod der Schwester glaubten, und begannen sich am andern Tage mächtig zu schmücken und mit Rotholz zu bemalen. Da kamen denn alle Leute zur Vorfeier. Die Schwestern waren jedoch erstaunt, daß die Eltern wenig traurig gestimmt waren, sondern lachten und scherzten. Heimlich aber hatten die Eltern die wiedergefundene Tochter fein geschmückt und den Mann, welcher die Helmfrisuren zu machen verstand, für sie kommen lassen, kurz, sie nach allen Kräften herausgeputzt, auch ihr tüchtig zu essen gegeben, so daß

man sie gar nicht wiedererkannte, wenn man sie bei ihrer Ankunft gesehen hätte.

Als der Tanz in vollem Gange war, und die beiden bösen Schwestern so recht vergnügt waren, weil die jungen Männer auf sie Acht gaben, denn sie waren schön geschmückt und mit Rotholz bepudert, führten plötzlich die Eltern die Totgeglaubte aus dem Haus und zeigten sie allen Leuten, die nun voller Jubel waren. Alle Liebhaber des Mädchens kamen in ihr Haus, um sie zu sehen und von ihr zu hören. Nur die beiden bösen Schwestern waren allein und haben sich grün und blau geärgert.



Matitei

Essamniamaböge hatte einmal eine ganze Reihe Töchter, davon hatte er eine — Matitei — besonders lieb und schenkte ihr allerlei Sachen, wie Perlen usw. Als die anderen Töchter das bemerkten, sagten sie untereinander: „Wieso liebt unser Vater die Matitei so sehr? Wo sind wir denn hergekommen? Haben wir nicht dasselbe Recht wie die andere? Wir wollen Matitei aber töten, damit die Sache aufhört!"

Den andern Tag gingen die Töchter in den Busch, um Buschtau abzuhauen. Matitei kletterte auf einen Baum und hieb eine Liane in der Mitte durch, aber das untere Ende der Liane bohrte sich in ihren Leib und tötete sie auf der Stelle. (Das hatte die Zauberei der Schwestern verursacht.) Darauf gingen die übrigen Töchter nach Hause. Der Vater frug sie: „Wo ist denn meine Tochter Matitei geblieben?" Da sagten sie alle: „Das wissen wir nicht, da wir nicht den gleichen Weg gegangen sind!" Da war der Vater sehr traurig und wartete lange auf sein Kind. Aber es kam nicht. Nachdem drei Monate verflossen waren, kam ein Mann, der eine Tochter an

diesem Platz verheiratet hatte, ins Dorf, und seine Familie sagte zu ihm: „Gehe und schieße uns etwas mit der Armbrust." Da ging der Mann in den Busch, um ein Stück Wild zu bekommen, und kam dabei auch an die Stelle, wo die Matitei damals gestorben war. Plötzlich hörte er eine Stimme, die rief: „Nimm mich mit ins Dorf, was läßt du mich hier im Busch?" Da sagte der Mann: „Was ist denn das, ich sehe ja gar keinen Menschen? Redet etwa der Böse zu mir?" Und versuchte eiligst fortzulaufen. Aber die Stimme rief: „Wenn du wegläufst, so wird es dir schlecht ergehen!" Da erwiderte der Mann: „Was soll ich denn tun?" — „Komm hierher und nimm mich mit!" — „Ich sehe ja gar keinen Menschen, weder Mann, noch Frau, noch Kind? Wo soll ich dich denn suchen?" Und der Mann versuchte wieder wegzulaufen. Aber die Stimme rief drohend: „Wenn du wegläufst, so wirst du sterben!" Da kam der Mann ängstlich zurück, und die Stimme fuhr fort: „Biege hier das Gras auseinander, dann wirst du mich sehen!" Das tat der Mann und suchte immerfort, denn er glaubte nicht, daß die Stimme den Knochen, die darin verborgen lagen, angehören könne. Die Stimme sagte aber: „Was suchst du weiter, diese Knochen, nimm sie, tue sie in einen Korb und trage sie ins Dorf." Da schlug der Mann ein Paar Ölpalmenblätter ab, flocht einen Korb daraus, und tat die Knochen hinein, ließ aber ein Paar Fingernägel am Boden liegen. Da sagte die Stimme: „Wie?

Willst du nicht alles nehmen, willst du mich zur Hälfte im Busch liegen lassen?" Da tat der Mann auch die Nägel in den Korb. Nun sagte die Stimme zu dem Mann: „Wenn du nahe am Dorf bist, so sage mir Bescheid." Da ging der Mann fort, und als sie nicht weit vom Dorfe waren, sagte er: „Das Dorf ist nicht mehr weit." Da erwiderte die Stimme leise: „Gut, nun tue wie ich dir heiße: Stelle diesen Korb sorglich beiseite, gehe dann ins Dorf und sage meinem Vater, er möchte alle Leute morgen zu einem großen Tanzfest zusammenrufen, denn ich wäre wiedergekommen. Meine Mutter aber soll Rotholz machen, und die Bank, auf der ich früher zu ruhen pflegte, vor die Tür setzen." Da tat der Mann also, er sagte das aber nicht leise, wie ihm die Stimme geboten hatte, sondern er stellte sich auf den Dorfplatz und rief von da aus allen Leuten zu, sie sollten morgen zu einem großen Tanzfest kommen. „Die Tochter, die von euch vermißt wird," so sagte er, „will morgen wiederkommen, und sie will, daß viel Tanz sei und ihre Mutter Rotholz und die Ruhebank vor die Tür setze." Da wunderten sich alle und sagten: „Was? Das Mädchen, das wir seit drei Monaten vermißt haben, ist wiedergekommen! Wie ist das möglich? Wir hielten es lange für tot!" Am andern Tage, als alle Leute weit und breit festlich geschmückt zusammengekommen waren, und die Mutter die Dinge und auch die Tanzhaube aus Turakofedern vors Haus gestellt hatte, sagte der Mann: „Ich werde die Tochter holen!"

Da ging er zu dem Körbchen und fragte: „Bist du da?" Die Stimme aber antwortete nun viel leiser als vordem im Busch: „Ja." Da nahm der Mann das Körbchen und ging ins Dorf hinein. Unterwegs, bevor er zu den Leuten kam, fragte er: „Bist du noch da?" Aber ganz, ganz leise klang es: „Ja." Da wurde der Mann recht ängstlich, daß die Stimme so leise geworden war, und dicht vor den Leuten fragte er nochmal: „Bist du noch da?" Aber keine Antwort. Da wurde er sehr bange und sagte zu den Knochen: „Aber erst redetet ihr doch und nun vor allen Leuten schweigt ihr, und ich bin wie einer, der die Leute betrügen will!" Aber niemand antwortete. Da stellte er den Korb vor den Leuten nieder, zeigte darauf und sagte: „Sie ist's." Da schüttelten die Leute den Kopf, machten aber den Korb auf und fanden die Knochen drin. Da glaubten sie, der Mann wolle sie zum Narren halten, und fingen ihn, um ihn zu strafen. Aber sein Tochtermann gab dem Essamniamaböge ein Schaf und sagte, er wolle nicht, daß es diesem Mann übel gehe; denn er und die tote Tochter, sie seien beide nicht ganz bei Sinnen. Da nahm Essamniamaböge die Bezahlung und gab den Mann frei.



Das Dorf Alén — „Die Ölpalme".

Der doppelte Vater

Es war einmal ein Sohn, der nie auf seinen Vater Essamniamaböge hörte. Wenn sein Vater ihm etwas sagte, hatte er immer Widerworte und war überhaupt recht ungeraten. Eines Tages hatte er nun im Walde Honig entdeckt und forderte seinen Vater auf, ihn zu begleiten, um das Bienennest auszunehmen. Sie nahmen eine Axt und einen Bindfaden mit. Diese Sachen befestigte der Sohn an seinem Gürtel, bevor er sich ans Werk machte. Als er nun auf den Baum kletterte, entfiel ihm die Axt und traf so unglücklich den Vater auf das Haupt, daß er für tot liegen blieb. Da ging der Sohn mit dem Honig in das Dorf zurück. Als er vor dem Versammlungshaus ankam, sah er zu seinem Erstaunen seinen Vater darin sitzen. Da meinte er bei sich: „Wie? habe ich nicht meinen Vater tot im Busch zurückgelassen?" Er ging nun nach der Stelle zurück, wo er den Honig geholt hatte, und sah die Leiche seines Vaters daliegen und schon einige Fliegen sie umsurren. Da ging er wieder zurück ins Dorf; aber im Versammlungshaus sah er auch seinen Vater, wie er

eine Rede an die Leute hielt. Da entsetzte er sich sehr und fragte: „Welches ist denn nun mein Vater? Habe ich ihn nicht tot im Busch gelassen und nun sitzt er zugleich im Versammlungshaus?“ Da lief er schleunigst noch mal an den Honigplatz zurück und fand schon den Leichnam mit vielen Fliegen bedeckt. Er wurde sehr bange und lief ins Dorf zurück; aber auch dort fand er seinen Vater wieder. Da ergriff ihn Reue über sein bisheriges Verhalten gegen seinen Vater; denn er sah in diesem Geschehnis die Strafe für seinen Ungehorsam.

Das Märchen ist folgendermaßen zu verstehen: Der Pangwe glaubt bei einem Unglücksfall an eine böse Absicht (wie er sagt: Zauberei) irgendeines Menschen, der ein Interesse hatte, den Verunglückten beiseite zu schaffen und nicht an einen Zufall; hier wird natürlich angenommen, daß der Sohn absichtlich die Axt fallen ließ. Daher die Strafe.

Der ungehorsame Sohn

Es war einmal Essamniamaböge, der hatte zwei Söhne. Der ältere, mit Namen Boka Nsame, war dumm, während der jüngere, Ndongo Nsame, verständiger war. Eines Tages ging der ältere in ein benachbartes Dorf, und als er zurückkehrte, hatte er eine Frau, die er heiraten wollte, und ihre Verwandten mitgebracht. Nun hatte zu der Zeit der Vater seinen Söhnen gesagt, daß sie ihm Wild schießen sollten, und wenn sie etwas bekämen, so sollten sie es ihm alles bringen. Den anderen Tag ging nun der ältere auf Jagd und schoß einen großen Varan. Als er damit über den Dorfplatz ging, rief sein Vater, der gerade vor der Haustür saß: „Bring mir den Varan, bring mir den Varan!" Der Sohn aber zog ruhig vorüber und brachte ihn dem Bruder seiner zukünftigen Frau, der den Varan zerlegte und verteilen wollte. Da rief der Sohn auch seinen Vater und wollte ihm einen Teil geben. Aber der Vater sagte: „Nein, ich werde den Varan nicht essen." Der Sohn bat und flehte sehr, aber Essamniamaböge nahm nichts. Am anderen Tag

bat ihn der Sohn, das Geld für die Heirat der Frau zu geben, doch der Vater nahm sein Haumesser, ging zur Arbeit und sagte: „Ich habe kein Geld."

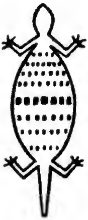
Da sagten die Verwandten der Braut: „Oh, wir glaubten, dieser Mann hätte Geld, und nun sehen wir, daß nichts zu machen ist." Darauf gingen sie fort und nahmen das Mädchen wieder mit sich. Nicht lange danach ging auch der zweite Sohn zur Jagd und schoß auch einen großen Varan. Als er mit demselben heimkehrte und über den Dorfplatz ging, rief sein Vater, der vor der Haustür saß, wieder: „Bring mir den Varan, bring mir den Varan!" Da kam Ndongo und brachte ihm das Tier. Der Vater verteilte das Fleisch und gab allen Leuten im Dorfe reichlich davon zu essen. Diese brachten ihm Speergeld in großen Mengen und der Vater legte noch dazu, so daß er seinem Sohne Ndongo die Frau kaufen konnte, die sein Herz begehrte. Als das Boka Nsame hörte, ging er zu seinem Vater und sagte: „Wie kommt es, daß du mich nicht liebst, der ich doch der Erstgeborene bin, sondern meinen Bruder?" Da antwortete der Vater: „Mein Sohn, ich bat dich, mir den Varan, den du erlegt hattest, zu bringen. Du hast aber nicht auf meine Worte geachtet, sondern ihn anderen zuerst gegeben. Dein Bruder dagegen hat auf mich gehört. Das ist nun deine Strafe für den Ungehorsam."

Der eigensinnige Sohn

Es war einmal ein junger Mensch, der viele Fallen stellte, um Tiere zu fangen. Als er einst im Walde an einer Schlagfalle arbeitete, den Schlagbalken im Fallengang errichtet hatte und sich nun daran machte, das Wildgatter weiterzuführen, hörte er, wie schon der Schlagbalken herunterfiel, während er bei der Arbeit war. Als er schnell hinzulief, fand er ein kleines grünes Eichhörnchen darin. Als er die Falle wiederaufstellen wollte, hörte er eine Stimme aus einem Baume rufen: „Laß ihn unten, ich werde das schon machen und will dir helfen!" Da ließ der Mann den Schlagbalken unten und ging wieder an die Arbeit. Bald hörte er wieder, wie der Schlagbaum herunterfiel, und als er hinlief, fand er ein Sumpfeichhörnchen darin vor. Als er nun die Falle aufstellen wollte, rief die Stimme wieder: „Laß ihn unten, ich werde sie schon zurechtmachen." Da ließ es der Mann und ging wieder an die Arbeit. Aber nicht lange, da hörte er schon wieder den Schlagbaum zufallen, und bei seinem Zukommen war ein Rotschenkel-

eichhörnchen darin. Da sagte er zu sich: „Wie sonderbar ist doch dies! Was das wohl für ein Ding ist, welches die Falle immer wieder aufstellt?“ Jedesmal ging es wieder wie vorher: wenn er die Falle aufstellen wollte, rief die Stimme aus dem Stamm: „Laß es nur, ich werde dir schon helfen.“ Auf diese Weise fing er noch eine ganze Reihe Nager, so ein Rotbaucheichhörnchen, ein Ölpalmeneichhörnchen, eine kleine Hamsterratte und andere. Da war der Mann des Fangens müde und ging mit seiner Beute ins Dorf. Hier erzählte er seinem Vater, wie es bei dem Fallenstellen zugegangen war und sagte: „Morgen will ich doch eine Axt mitnehmen und den Baum spalten, um festzustellen, was das für eine Stimme ist und wer darin sitzt!“ Da sagte der Vater: „Oh, du willst nun diesen guten Geist stören, der dir hilft, alle diese Sachen zu fangen? Das tue lieber nicht, denn dann wird er dir jedenfalls nicht mehr helfen!“ Der Sohn aber meinte: „Ich kann deine Worte nicht befolgen, ich will sehen, was das für eine Sache ist.“ Am andern Tage nahm der Sohn die Axt, und als er in den Wald an die Stelle kam, wo die Falle war, begann er den Baumstamm, der innen hohl war, zu zerspalten. Lange fand er nichts, aber als er in das Wurzelstück gekommen war, sah er einen Quastenstachler darin sitzen. Da sagte er: „Also du bist das gewesen. Wie kommst du denn dazu, mir zuzurufen, ich solle die Falle so lassen, und warum mischst du dich in meine Angelegenheit?“ Da nahm er die Axt und

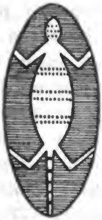
tötete das Tier und nahm es mit nach Hause, wo er es zu Mittag verspeiste. Als er dann wieder in den Wald ging, machte er die Falle fertig, aber beim Nachsehen fand er nichts darin, auch am nächsten Tage nicht. Ihn hatte nun das Glück ganz verlassen; er fing seit dem Tage nicht ein Stück mehr. Da sagte sein Vater: „Siehst du, habe ich es dir nicht gesagt, nun hast du deinen guten Geist getötet, der dir half, alle Tiere zu fangen. Vorher hatten wir viel Fleisch und nun nicht ein Stück mehr!" Da sagte der Sohn traurig: „Ja, nun sehe ich ein, daß ich leichtsinnig und dumm gewesen bin, und ich glaube deinen Worten, aber vorher konnte ich ihnen doch nicht beipflichten."



Der Geieradler und das Kind

Eine Frau ging einmal in die Pflanzung mit ihrem kleinen Kinde, legte dieses zur Seite ab und ging an die Arbeit. Nicht lange, da kam ein Geieradler, nahm das Kind auf, wiegte es in den Schlaf und sang dabei: „Nicht ich will dich töten, sondern dein Vater und deine Mutter, die wollen dich töten." Als die Frau mit der Arbeit fertig war, nahm sie das Kind, das der Vogel wieder an seine Stelle gelegt hatte, und ging nach Hause. Am nächsten Tage war es genau ebenso: der Vogel kam wieder, wiegte das Kind und sang: „Nicht ich will dich töten, sondern dein Vater und deine Mutter, die wollen dich töten." Da wunderte sich die Frau sehr, als aber am dritten Tage wieder dasselbe geschah, sagte sie es ihrem Manne, und der sagte: „Ja, auch ich habe mich im stillen gewundert, wie du andauernd gearbeitet hast, ohne dich um den Kleinen zu bekümmern." Da nahm er sein Gewehr und ging mit ihr. Der Vogel aber wollte nicht kommen, als er den Mann sah. Da versteckte sich dieser im Gebüsch; und nun kam denn auch der Vogel, wiegte den

Kleinen, während das Weib arbeitete, und sang dabei: „Nicht ich will dich töten, sondern dein Vater und deine Mutter, die wollen dich töten.“ Da sagte der Mann zu sich: „Oh, was macht dieser Vogel mit dem Kinde und singt so, er will es natürlich umbringen!“ Da nahm er sein Gewehr, legte auf den Vogel an und schoß. Der Vogel aber hatte sich in diesem Augenblick mit dem Kinde umgedreht, so daß dieses getroffen wurde. Da ließ der Geieradler das Kind fallen und flog weg. So hatte der unvernünftige Mann selbst die Worte des Vogels wahr gemacht.



Die Geschichten von Bömme und seiner klugen Frau Niendasi

(Jaundemärchen.)

1. Das Feuerholzspalten.

Es war einmal ein Mann, der hieß Bömme. Eines Tages, als er in den Busch ging, bemerkte er einen Zwerg, der auf sonderbare Art Feuerholz spaltete. In den Spalt steckte er sein Glied als Keil, und ein anderer Zwerg schlug ihm mit einem Stück Holz auf den Rücken ins Kreuz. Bömme trat heran und sagte: „Was macht ihr da?“ Die Zwerge sagten: „Wir spalten Feuerholz!“ Da sagte Bömme: „Wie kommt ihr dazu, die Medizin meines Vaters zu benutzen?“ Da sagten die Zwerge: „Wenn das die Medizin deines Vaters ist, so brauche sie doch selbst. Es hindert dich ja keiner! Komm her, wir wollen zusehen.“ Da sagte Bömme: „Nein, heute nicht, ich will es aber morgen machen.“ Am andern Tage rief er seine Frau, die hatte den Namen Niendasi, und sagte: „Komm, wir wollen einen Baum zu Feuerholz zerschlagen!“ Da sagte seine Frau: „Oh, ich kenne den Baum, er ist sehr groß, und du hast nur eine Axt!“ Da sagte Bömme: „Ach was, komm nun, ich habe

viele Kräfte und werde den Baum schon zerbrechen!" Da ging er mit der Frau hin, spaltete den Baum ein wenig, legte sich dann darauf und steckte das Glied in den Spalt. Seine Frau rief: „Was machst du denn jetzt?" Bömme meinte: „Oh, ich spalte den Baum, rede nicht, sondern nimm den Ast, der da liegt und haue ihn mir aufs Kreuz." Da sagte Niendasi: „Oh, mein Mann, willst du, daß ich dich töte?" Bömme sagte: „Nimm den Ast und haue, wie ich dir sagte." Da tat seine Frau es, aber kaum hatte sie ihm einen Streich versetzt, da schrie Bömme laut: „Oh, Niendasi, Niendasi, ich sterbe, ich sterbe" und fiel vor Schmerzen auf die Erde. Niendasi sagte ihm: „Hast du nicht selbst gesagt, ich solle den Ast nehmen und dich damit schlagen?" Da nahm sie eine Medizin, die sie ihm auf den Rücken legte, und heilte Bömme wieder vollständig.

2. Das Honigausnehmen.

Einst traf Bömme die Zwerge, die aus einem hohlen Baum Honig herausnahmen, wobei sie ihre Augen aus den Höhlen entfernten und ihren Kameraden unten zuwarfen. Da sagte er: „Oh, ihr habt die Medizin von meinem Vater gestohlen!" Da sagten die Zwerge: „Wie? Wir kennen deinen Vater ja gar nicht!" Bömme erwiderte: „Doch, ihr habt die Medizin gestohlen, als ich noch ein kleiner Junge war." Da sagten die Zwerge: „Gut, dann nimm den Honig; er ist hier!" Am andern Tage rief Bömme seine Frau und sagte: „Wir wollen Honig holen." Die

ging auch mit ihm, und als er auf den Baum geklettert war, rief er seiner Frau zu: „Paß gut auf, ich werfe dir meine Augen zu." Da warf er ein Auge herunter, aber es fiel auf einen Ast und zerbrach, dann warf er das andere Auge auch herunter, aber auch dies zerbrach an dem Baume. Niendafi suchte nach den Augen und konnte sie nicht finden. Unterdessen nahm Bômme den Honig, aber als er vom Baume herabsteigen wollte, kamen viele, viele Bienen und setzten sich in die Augenhöhlen. Bômme schrie vor Schmerz, fiel vom Baume herunter und rief nach seiner Frau: „Niendafi, meine Augen, meine Augen!" Niendafi aber sah gerade, wie die Stücke des Augapfels unter dem Baume umherlagen und sagte: „Ach, die Augen sind zerbrochen." Da nahm sie eine Medizin, die sie ihrem Manne in die Augenhöhlen legte, und er hatte sofort neue Augen.

3. Das Maisrösten.

Einst sah Bômme, wie die Webervögel auf einem hohen Baumwollbaum Mais rösteten und wie dabei einzelne Körner herabfielen, die die Vögel dann in der Luft wieder auffingen, so daß die Körner nicht zur Erde fielen. Da sagte Bômme: „Oh, ihr habt da die Medizin meines Vaters gestohlen." Da riefen die Webervögel: „Wieso, wir kennen den ja gar nicht!" „Ja, gab Bômme zurück, die habt ihr gestohlen, als ich noch ein kleiner Junge war!" Da meinten die Webervögel:

„Nun gut, so mache auch so wie wir!“ Am andern Tage kam denn auch Bömme und kletterte auf den Baumwollbaum hinauf, machte dort ein Feuer an und röstete Mais. Als aber einzelne Körner herabfielen, stürzte er ihnen nach, um sie auch aufzufangen und fiel natürlich aus der Höhe auf die Erde. Da schrie er sehr und rief: „Oh, Niendaſi, Niendaſi, ich sterbe, ich sterbe!“ Niendaſi kam darauf eiligst herbei, legte ihm Medizin auf den Rücken und machte ihren Mann dadurch wieder ganz gesund.

4. Das Ausnehmen der Eingeweide der Elefanten.

Ein andermal traf Bömme im Urwald die Zwerge und sah, wie sie die Eingeweide eines Elefanten, die diesem aus dem After hingen, vorsichtig herauszogen. Da sagte er: „Oh, ihr habt die Medizin meines Vaters gestohlen!“ Die Zwerge erwiderten aber: „Nicht doch, wir wissen nichts von deinem Vater!“ Bömme aber sagte: „Ja, natürlich, als ich noch ein kleiner Junge war, habt ihr die Medizin meinem Vater gestohlen!“ Da sagten die Zwerge: „Gut, dann tu auch so wie wir!“ Das tat auch Bömme, er ging vorsichtig an die Elefanten heran und steckte seine Hand in den After eines Tieres. Aber kaum hatte er das getan, als der Elefant den Muskel zusammenzog, wütend aufsprang und weglief und den Bömme hinter sich herschleifte. Da schrie er sehr und rief: „Oh, Niendaſi, Niendaſi, ich gehe zugrunde!“ Da kam Niendaſi und fing ihn an

einem Arme auf, so daß Bömme vom Elefanten befreit wurde. Der Elefant lief weg. Bömme aber sagte: „Es fehlte nur wenig, und ich hätte meinen Arm selbst befreit." Das war aber natürlich nicht wahr, denn Bömme ist verrückt und ein Lügner, und alle Leute lachen ihn aus.

5. Das Teilen der Maisvorräte.

Bömme pflegte auch das Essen nicht bloß in den Mund zu stecken, sondern noch in die Nasenlöcher, damit er recht viel bekäme. Einmal sagte er zu seiner Frau, die ein ganzes Haus voll Mais hatte: „Wir wollen den Mais teilen." Da einigten sie sich, Bömme solle die eine Hälfte nehmen und Niendafi die andere Hälfte. Nun stürzte sich Bömme gleich auf seinen Mais und aß los wie ein Scheunendrescher, und in drei Tagen hatte er glücklich allen Mais aufgezehrt. Da sagte er zu Niendafi: „Ach, ich bin das Maisessen müde! Stecke das Haus mit Mais in Brand!" Niendafi entgegnete: „Oh, mein Mann, wovon sollen wir denn leben, denn Mais habe ich außer diesem nicht." Da sagte Bömme: „Ach was, nichts da, wenn du das Haus nicht ansteckst, so töte ich dich!" Da nahm Niendafi die Hälfte ihres Maises und verbarg sie im Busch, die andere Hälfte übergab sie mitsamt dem Hause den Flammen. Nicht lange, so sagte Bömme zu seiner Frau: „Bring Mais!" Da sagte Niendafi: „Mein lieber Mann, ich habe auf deinen Wunsch das Haus

mit dem Mais in Brand gesteckt. Du sagtest doch selbst, du wärst müde, Mais zu essen." Sie holte aber von dem Mais, den sie aus dem Hause gerettet hatte. Da sagte Bömme: „Ja, du bist eine gute Frau, jetzt fühle ich mich längst besser."

6. Wie Bömme seine Frau um ihr Essen betrog.

Ein drolliges Stückchen erzählt man sich von Bömme, das er ausführte, damit er sehr viel zu essen bekäme. Die Geschichte war so: Bömme war eines Tages ausgegangen in den Busch, um Yams zu suchen. Als er eine ganze Menge gefunden hatte, dachte er bei sich: „Oh, wozu soll ich denn meiner Frau auch davon geben!" So verwandelte er sich in einen anderen Mann, ging in das Dorf der Niendaſi (seiner Frau) und sagte: „Die Zwerge haben ein Gesetz erlassen, daß kein Mann, der Essen hat, seiner Frau davon abgeben solle, keine Frau ihrem Manne." Dann ging er weiter, verwandelte sich wieder zurück und kam mit den Yams ins Dorf. Hier fragte er seine Frau: „Ist jemand hier gewesen, der irgendeine Nachricht erzählt hat?" Da sagte seine Frau, es sei ein Mann gekommen, der habe das Gesetz der Zwerge verkündet: es solle kein Mann, der Essen habe, seiner Frau etwas abgeben, keine Frau ihrem Manne. Da sagte Bömme: „Ja, dann muß ich den Yams alleine aufessen, was ist weiter dabei zu tun!" So aß er allen Yams alleine, und seine Frau bekam nichts. Am nächsten Tage ging Niendaſi auf Fischfang

und fing eine Menge Fische. Darauf kam sie mittags nach Hause und sagte zu Bömme: „Oh, mein Mann, sieh, wir haben gestern das Gesetz, was von den Zwergen kam, gehört, ich kann dir nicht von den Fischen geben!“ Da sagte Bömme: „Oh, meine Frau! Ich kann doch nicht wegen des Gesetzes sterben, gib mir von den Fischen!“ Da sagte Niendaßi: „Nein, lieber Mann, ich kann das nicht — wegen des Gesetzes.“ Da aß sie alle Fische alleine, und Bömme hatte das Nachsehen. Das ärgerte ihn über die Maßen, und als Niendaßi am nächsten Tage wieder viele Fische fing, ging er in den Busch, verwandelte sich in die Mutter Niendaßis und kam als solche in das Haus seiner Frau, wo er sich aufs Bett setzte. Niendaßi freute sich sehr und kochte ein großes Bündel Erdnüsse mit allen Fischen und anderen schönen Sachen, auch ging sie hin und brachte Palmöl herbei, denn sie sah, wie die Hand ihrer Mutter ganz grau war, und salbte ihre Mutter mit dem Öl. Nun gingen sie ans Essen, und die falsche Mutter aß alles auf bis aufs kleinste Häppchen. Als sie damit fertig war, verwandelte sie sich in Bömme zurück. Da war Niendaßi ganz erstaunt und rief: „Was, ich meinte, meine Mutter wäre hier, und nun hast du, mein Mann, alles Essen aufgegessen, das ist doch zu schlecht!“ Da schlug sie ihren Mann, der aber wälzte sich vor Lachen, denn er war nur dumm und gar nicht zurechnungsfähig.

Der Menschenfresser und der Mann

Es war einmal ein Mann, Boka-be-Nsame, der heiratete eine sehr, sehr hübsche Frau. Als das bei seinen Brüdern bekannt wurde, entstand ein allgemeines Staunen. So war es denn kein Wunder, daß alle Brüder immer bei der jungen Frau im Hause herumlagen. Sie waren nicht mehr im Versammlungshause zu treffen, sondern immer im Hause ihres Bruders. Da hatte dieser eines Tages die Geschichte satt und sagte zu seinem Weibe: „Morgen wollen wir an einen andern Platz ziehen!" Da erwiderte die Frau: „Oh, mein Mann, laß uns lieber hier bleiben! Wenn uns an dem andern Platze irgend etwas zustößt, wer soll uns helfen? Hier sind alle deine Verwandten und Brüder, laß uns hier bleiben!" Da sagte der Mann: „Nein, du hast ja keinen Verstand! Du willst natürlich nur mit meinen Brüdern anbändeln, deshalb rätst du mir so." Da sagte sie: „Gut, gehen wir doch!" Am nächsten Tage zog der Mann weit fort in den Busch und machte dort ein Dorf. Nachdem er das Wohnhaus und das Versammlungshaus gebaut hatte,

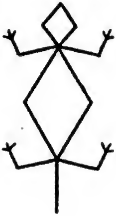
sagte er zu seinem Weibe: „Heute werde ich in den Wald gehen, um Wild zu erlegen." So zog er in den Wald — weit hinein. Plötzlich kam er an eine Grube, da saß der Menschenfresser drin. Da sagte der Mann zu ihm: „Sieh mal an, was kannst du für schöne Gruben machen; du kannst mir, wenn ich sterbe, auch so eine Grube machen." Da kam der Menschenfresser heraus und sagte: „Das kannst du haben, wann willst du sterben?" Da sagte der Mann: „Wie soll ich denn dazu kommen zu sterben, ich sagte nur so." Da erwiderte der Menschenfresser: „Das geht mich nichts an, ich frage dich, ob du gutwillig mitkommen willst oder nicht!" Da sagte der Mann: „Augenblicklich laß mich noch nicht sterben, vielleicht in zwei Monaten!" Da sagte der Menschenfresser: „Ach was, das geht nicht." — „Einen Monat", sagte der Mann, aber das wollte der Menschenfresser nicht. — „Zehn Tage." „Nein." „Fünf Tage", auch darauf ging der Menschenfresser nicht ein, auch auf drei, zwei Tage wollte er sich nicht einlassen. Schließlich sagte der Menschenfresser, er wolle morgen kommen, um ihn zu holen, und der Mann ging betrübt und weinend nach Hause, wo er sich ins Versammlungshaus setzte. „Warum willst du denn nicht die Planten essen?" fragte ihn seine Frau, die ihm Mittagessen brachte. Da sagte er, wie es ihm gegangen sei, und daß der Menschenfresser morgen kommen wollte und ihn holen. Darauf sagte die Frau: „Siehst du, ich sagte doch damals, wir sollten nicht weit weggehen,



Abendtrunk.

aber du wolltest nicht hören!" Nachts aber stand sie heimlich auf und lief weg — ins Dorf zurück, woher sie gekommen war. Da rief sie alle Brüder zusammen und erzählte ihnen von der Sache. Die nahmen nun Speere und Schwerter und gingen die ganze Nacht hindurch mit der Frau und erreichten auch das Haus ihres Mannes. Da verabredeten sie, daß die Leute hinter den Planken warten und hervorkommen sollten, sobald sie hören würden, daß der Mann mit dem Menschenfresser redete. Am anderen Morgen kam in aller Frühe der Menschenfresser an und sagte zum Mann: „Heute ist der Tag, den wir gestern verabredet haben." Da meinte der Mann: „Aber wieso denn? Ich denke gar nicht daran zu sterben!" Der Menschenfresser aber erwiderte: „Ich habe dir ja gestern gesagt, daß du heute sterben sollst. Mach' keine Umstände, komm!" Der Mann sagte: „Nein, ich werde das nicht tun." Da meinte der Menschenfresser: „Gut, gleich wirst du sterben. Warte nur etwas." Dann ging er eilig ans Werk und machte eine tiefe Grube. Als er aber unten drin war, kamen alle Leute hinter den Planken hervorgelaufen und umstellten die Grube. Da rief der Menschenfresser ganz erstaunt aus: „Ih, woher kommen denn diese Menschen alle, die kenne ich ja gar nicht, ich habe nur mit dem Manne von gestern zu tun." Da stellten ihn die anderen zur Rede, wie er dazu käme, den Mann in der Grube begraben zu wollen, wo der ihm doch nichts getan hätte. Der Menschenfresser meinte aber:

„Der Mann hatte mich ohne Grund beschimpft, indem er sagte, ich sollte ihm doch auch bei seinem Tode eine Grube machen, da ich so gut graben könne." Da fragten die Brüder: „Soll denn der Mann heute sterben?" Der Menschenfresser antwortete: „Gewiß, das haben wir gestern so verabredet!" Als das die Leute hörten, schlugen sie den Menschenfresser tot. Der Mann aber brach sein Haus ab und zog mit seiner Frau wieder in das Dorf seiner Brüder zurück.



Der Menschenfresser und das Weib

Ein Mann hauste einmal allein mit seinem Weibe zusammen. Jedesmal, wenn das Weib die Hütte verließ, versuchte der Menschenfresser, Edschibongo, es zu fangen, um es aufzufressen. Die Frau wußte gar nicht mehr, was anzufangen sei. Nun machte es sich, daß der Mann einmal in ein anderes Dorf Geschäfte halber gehen mußte. Die Frau bat ihn sehr, zu bleiben, aber der Mann wollte nicht, sondern sagte: „Warte nur, ich finde schon ein Mittel, um Edschibongo zu täuschen." Da begann er, hinter dem Hause eine tiefe Grube zu machen, in die mußte das Weib hineinsteigen, nachdem es sich mit Speise und Trank versehen hatte. Dann bedeckte er die Grube wieder sorgfältig mit Bananenblättern und Zweigen. Schon am andern Tage waren die Vorräte aufgegessen, und die Frau mußte hinausgehen, um Essen zu holen, denn ihr Mann war noch nicht wieder da. Kaum war sie dabei, Planten abzuschlagen, als plötzlich Edschibongo kam, um die Frau zu fangen. Da lief sie weg, in das Dorf der Schopfantilope, zu der sie sagte: „Bist du imstande, mich zu

schützen?" „Gewiß," sagte die Schopfantilope, „gehe nur ins Haus." Das tat das Weib auch. Nicht lange, da kam Edschibongo dahergelaufen. Als die Schopfantilope den sah, rief sie zum Weibe: „Geh schleunigst mein Haus verlassen; diesen schrecklichen Mann kenne ich nicht, und ich will mich nicht mit ihm erzürnen!" Da lief das Weib heraus und eilte weiter, bis es in das Dorf des Sumpfbocks kam. Da fragte es: „Bist du imstande, mich zu schützen?" Der sagte: „Aber gewiß, ich bin ein starker Mann, gehe nur in mein Haus!" Dies tat das Weib auch, aber bald kam Edschibongo des Weges daher. Da rief der Sumpfbock: „Verlasse mir schleunigst mein Haus, mit diesem Manne will ich im Bösen nichts zu schaffen haben." Da verließ denn nun auch das Weib eiligst dies Haus wieder und lief weiter, Edschibongo hinterher, bis es in das Dorf des Elefanten kam. Da fragte es ihn: „Kannst du mich vor meinem Verfolger schützen?" Der Elefant erwiderte darauf: „Aber sicher, ich bin der stärkste Mann in der ganzen Gegend, und alle fürchten mich! Geh nur in mein Wohnhaus." Das Weib tat das. Nicht lange aber sah der Elefant den Edschibongo kommen und rief schnell: „Geh mir sofort aus meinem Hause, diesen furchtbaren Mann kenne ich nicht, und ich möchte nicht mit ihm in Streit geraten!" Das Weib gehorchte seinen Worten und machte, daß es fort kam, es lief so lange, bis es in ein anderes Dorf kam, wo die Schildkröte wohnte. Diese war gerade beim Schmieden. Das

Weib fragte sie: „Kannst du mich schützen, wenn einer kommt, der mich fangen will?" Die Schildkröte sagte: „Gewiß, geh nur in mein Haus!" So tat denn die Frau auch. Bald kam ihr Verfolger, der die Schildkröte fragte: „Hast du nicht eine Frau gesehen, die hier durchgekommen ist?" Da sagte die Schildkröte: „Ja, sie ist aber dorthin vorbeigegangen!" Und zeigte ihm die Richtung. Als sich Edschibongo zum Gehen wandte, sagte die Schildkröte: „Willst du nicht erst mal etwas essen? Es ist doch besser, wenn du erst etwas gegessen hast, bevor du deine Verfolgung fortsetzt!" Da meinte Edschibongo: „Mir ist es recht; du bist ein guter Mann, daß du so redest." Da befahl die Schildkröte durch Zuruf dem Weibe, Planten zu kochen, und sie verabredete zu gleicher Zeit mit einem Jungen aus dem Dorfe folgendes: der Junge sollte, wenn die Schildkröte dem Edschibongo Essen anböte, kommen und mit den Planten auch das glühende Eisen, das zu einer Hacke verarbeitet werden sollte, bringen. Darauf sagte die Schildkröte zu ihrem Gast: „Wegen der Planten muß ich dir noch eine Sache sagen. Wenn ich nämlich schmiede und dabei Essen gebracht wird, so müssen alle mit geschlossenen Augen essen, sonst gibt es ein Unglück!" Da sagte Edschibongo: „Oh, du bist mein Freund und ein guter Mann, daß du mich alle diese Verhältnisse in deinem Dorfe wissen läßt, damit keine Fehler gemacht werden." Als die Planten fertig waren, schloß denn auch Edschibongo die Augen, und die Schildkröte

sagte, sie werde ihm das Essen in den Mund stecken. Nun gab sie dem Jungen ein Zeichen, und der brachte die Planten und das Eisen, das sprühend heiß war. Zuerst steckte die Schildkröte dem Edschibongo eine Plante und dann das heiße Eisen in den Hals. Vor Schmerz schrie Edschibongo laut auf, denn das Metall hatte ihm den ganzen Schlund zerrissen, und er wollte weglaufen. Da fing die Schildkröte und ihre Helfer ihn aber wieder ein und schlugen ihn mit Knüppeln tot. Dann riefen sie alle Leute und das Weib, um den Getöteten zu verspeisen. Nach einiger Zeit kam der Mann des Weibes von der Reise zurück und fragte: „Wo ist mein Weib?" Aber die rief: „Wessen Weib bin ich? Nein, deine Frau bin ich nicht mehr, warum verweilst du so lange auf Reisen! Wenn die Schildkröte nicht gewesen wäre, so wäre ich vielleicht schon tot. Nein, die Schildkröte besitzt mich nunmehr." Da wurde der Mann sehr traurig, weinte sehr, ging hin und entleibte sich.

Die Hamsterratte und der Schmetterling

Im Busche lebte einmal eine Hamsterratte, die sagte eines Tages zu dem Schmetterling: „Lieber, ich will in das Dorf gehen, wo meine Verwandten wohnen, die will ich besuchen, wenn es dir recht ist, so begleite mich dorthin.“ Darin willigte der Schmetterling ein, und ging mit der Hamsterratte in das Dorf. Nun war große Freude in der Familie der Hamsterratte; es wurde ein Huhn geschlachtet und dem Gaste ein gar sehr feines Essen zubereitet. Als die Hamsterratte nun anfing zu essen, wollte der Schmetterling auch zugreifen, aber die Hamsterratte sagte: „Du kannst hier nicht miteſſen, da es meine Verwandten sind und sie nur mir das Essen zubereitet haben.“ Der Schmetterling aber sah der Hamsterratte zu und fragte endlich: „Warum soll ich denn nicht auch essen?“ Die Hamsterratte sagte aber: „Nein!“ „Was,“ sagte der Schmetterling, „du selbst hast mich aufgefordert, dich zu begleiten und nun, wo ich das getan habe, sprichst du so zu mir? Gut, ich werde nach Hause gehen und dich am Abend vor deinem Loche erwarten!“ Darauf ging er fort. Als es nun Abend wurde, sagte die

Hamsterratte zu ihren Verwandten: „Ich muß nun fort, da ich alle meine Kinder zu Hause gelassen habe." Darauf nahm sie noch ordentlich Essen für den Weg mit. Wie sie aber zu Hause ankam, sah sie, wie auf dem Eingang ihres Loches der Schmetterling saß und fortwährend die Flügel hob und senkte. Da fürchtete sie sich sehr, daß er ihr und ihren Jungen ein Leid tun möchte; so bat sie ihn und sprach: „Mein lieber Schmetterling, ach, bitte, laß mich doch in meine Wohnung, denn meine Kinder warten auf mich und haben nichts zu essen." Der Schmetterling sagte aber nichts und breitete nur immer die Flügel aus. Da begann die Hamsterratte ihn sehr zu bitten und sagte: „Lieber, guter Freund, laß mich doch hinein!" Der Schmetterling aber hob und senkte immer die Flügel und sprach kein Wort. Da ängstigte die Hamsterratte sich über die Maßen und lief fort zum Zwergböckchen und sagte zu ihm: „Vor meiner Türe sitzt ein Etwas, jag' es mir fort, das hat eine Färbung wie das Fell der Ginsterkatze, Büschel wie eine Hummel und Klauen wie ein Varan; es will mich beißen, hilf mir, es will mich stechen, hilf mir, ich möcht' nicht gebissen werden, hilf mir, ich möcht' nicht gestochen werden, hilf mir, ich möchte in meinem Hause schlafen. Hilfe!" Das Zwergböckchen kam mit und sah, wie der Schmetterling flügelschlagend vor dem Loche saß. Da fürchtete es sich auch und sagte: „Ein solches Tier kenne ich nicht, und ich will nichts damit zu tun haben, denn es ist gewiß sehr böse."

Nun lief die Hamsterratte zur Schirrantilope und holte sie, wobei sie ihr dasselbe sagte wie der Zwergantilope, aber auch die wußte ihr nicht zu helfen. Da ging sie zur Weißrückenschopfantilope und zum Sumpfbock und zu vielen anderen Tieren, und zuletzt, da sie ihr alle nicht helfen konnten, auch zum Büffel, und alle sagten sie dasselbe wie oben. Der Büffel kam auch, und als er den Schmetterling sah, sagte er: „So was ist mir auch noch nicht vorgekommen; ich bin zwar sehr stark und übertreffe alle an Klugheit, aber hiergegen kann ich dir auch nicht helfen." Als nun die Hamsterratte in ihrer Herzensangst im Walde umherlief und weinte, erblickte sie endlich eine Schildkröte. Sie lief sofort zu ihr und sprach: „Oh, du lieber, guter Freund, ich bin in schrecklicher Not, vor meiner Tür sitzt ein gräßliches Geschöpf, wie eine Ginsterkatze gezeichnet, und es hat Klauen wie ein Varan; es will mich nicht hineinlassen zu meinen Jungen! Hilf mir doch, bitte, du bist ja mein Freund." Darauf ging die Schildkröte mit zum Loche der Hamsterratte. Da sah sie den Schmetterling sitzen, wie er die Flügel ausbreitete und ein sehr böses Gesicht machte. Da sagte die Schildkröte: „Wie, kennst du denn den Schmetterling nicht? Das ist kein böses Tier, es ist nicht imstande, dir irgend etwas zu tun!" Nun ging sie näher heran, besah sich das Tier, setzte dann einen Fuß ganz langsam vor den andern, und als sie ganz in der Nähe war, fing sie geschickt den Falter ein. „Was willst du nun?" fragte sie die Hamster-

ratte. „Was kann dieses kleine Tier machen?" Da sagte der Schmetterling: „Ich bin heute morgen mit der Hamsterratte gegangen zu ihren Verwandten auf Besuch, da sie mich darum bat; als es aber Mittag war und das Essen gereicht wurde, sagte sie, ich könne nicht mitessen, da für mich kein Essen da wäre; so ging ich nun nach ihrer Wohnung, um sie dort zu erwarten und zu bestrafen." Darauf ließ die Schildkröte den Schmetterling frei, und der ging weg nach Hause, da es schon sehr spät war.

Nun kroch die Hamsterratte schnell ins Loch und fand alle ihre Jungen verhungert vor. Das war die Strafe für ihre Eigensucht.

Wer allzuviel haben will, bekommt nichts

Es war einmal ein Liebhaber, der mit einer Frau Verkehr pflegte. Diese hatte nun ein Kind, und als das Kind schon zu gehen anfing, sagte der Liebhaber zu ihr: „Oh, ich sehe, dein Kind geht ja schon, du bist wieder imstande, mit mir zu verkehren." Sie sagte: „Ja, das ist ganz richtig, das Kind geht schon, und ich kann." So verabredeten sie, sich am nächsten Morgen beim Wasser zu treffen. Die Frau kam als erste, und als sie sich dort umsah, entdeckte sie einen großen Elefanten, der als Leiche am Bache lag. Da sagte sie: „O je, ein großer Elefant", und legte das Bündel Essen, das sie für ihren Liebhaber mitgebracht hatte, auf den Elefanten. Nicht lange, da kam der Liebhaber auch an, während sie selbst dabei war, Fische zu fangen, sah den großen Elefanten und sagte: „Oh, was ist dies, hast du den Elefanten gesehen und das Bündel darauf gelegt?" „Ja," sagte die Frau, „gewiß, siehst du nicht, das es ein Bündel Essen ist, was ich mitbrachte?" Da wunderte sich der Liebhaber sehr, aber die Frau sagte: „Wir wollen es so

machen, du rufst deinen Bruder und die Verwandten, und ich rufe meinen Mann und die Leute aus dem Dorfe, damit wir das Fleisch teilen. Auch einen Zahn gebe ich dir ab, denn ich liebe dich wirklich. Wenn ich dich nicht liebte, könnte ich ihn dir nicht geben! Morgen früh wollen wir uns beim Elefanten einfinden!" So geschah es auch, und am nächsten Morgen waren alle beide Parteien zur Stelle, die Leute des Liebhabers waren zuerst eingetroffen und hatten sich schon auf dem Elefanten breit gemacht. Als nun die Sache auf beiden Seiten geschlichtet wurde, wollte die Partei des Liebhabers es so wenden, als ob dem Liebhaber alle beide Zähne gehören müßten, da er ihn gefunden habe. Da rief die Frau: „Ich werde nun sprechen." Sie sagte zum Liebhaber: „Wie, ich habe den Elefanten zuerst gesehen und mit dir Zähne und Fleisch teilen wollen, und nun willst du beide Zähne beanspruchen?" Nun bekommst du gar nichts und bezahlst außerdem für deinen Verkehr mit mir, der so lange Zeit gedauert hat."

Der Freßsack

Es war einmal ein Mädchen, dessen Mutter hatte die Sitte, sich für jedes Bündel Essen von dem Liebhaber des Mädchens eine Kleinigkeit zahlen zu lassen. So kam auch einmal ein junger Mann zu ihr, der aber unverständig war, dem brachte das Mädchen ein Bündel mit einigen Planten und sagte dabei: „Gib meiner Mutter eine kleine Sache als Bezahlung." Der Mann antwortete: „Was, für so ein weniges Dreckessen soll ich bezahlen", und er nahm gleich zwei Planten und das Bündel bis auf einen kleinen Rest und steckte es in den Mund, indem er seinen Kopf zurückbeugte. Als er wieder hinuntersah, war das Bündel so dick wie ein Oberschenkel geworden. Da nahm er das halbe Bündel und gleich sechs Planten und schob das wie vorher in den Mund. Als er nun wieder heruntersah, war das Bündel so dick wie der Leib eines Menschen, und viele Planten lagen dabei. Sofort ergriff der Mann zehn Planten und ein ganzes Stück vom Bündel und schob es abermals in den Mund. Als er wieder hinsah und mehr nehmen wollte, war das Essen bereits so angewachsen, daß es weit

über den Teller quoll und bis an die Hauswand reichte. Er mußte vom Bett aufstehen und packte denn auch mit beiden Händen zu und stopfte eine ungeheure Portion in den Schlund. Kaum aber hatte er diese bewältigt, und wollte den Rest fassen, als das Bündel bereits auf die Straße hinausgewachsen war. Alle Leute lachten über den Freßsack. Jetzt fragte das Mädchen wieder: „Willst du nun nicht etwas bezahlen?" Der Mann aber hörte gar nicht darauf, sondern suchte das Essen zu bezwingen. Unterdessen hatte der Vater des Mannes von der Sache gehört; er tat einiges Speergeld in seine Umhängetasche und eilte an den „Kampfplatz" — so konnte man wirklich sagen. Er traf seinen Sohn, der mitten auf dem Dorfplatz mit dem Essen rang und es verschlang, als ob er mit ihm im Kriege wäre, während das Essen immer mehr anwuchs. Da schlug der Vater den Sohn mit der Hand und machte ihm Vorwürfe. Der aber sagte: „Oh, schlägt man einen Menschen, der gerade beim Essen ist?" Und schlang weiter. Sein Vater aber legte ein Stück Speergeld auf den Boden, da wich das Essen zurück, und noch ein weiteres Geldstück, da wich es ins Haus zurück und schrumpfte schließlich ganz ein. Das ist die Geschichte vom Freßsack.

Der Geieradler und das Mädchen

In einem Dorfe auf dem rechten Ufer des Kampo lebten einst zwei Leute, Mann und Weib, die eine sehr schöne Tochter hatten. Als diese aber nun herangewachsen war, sprach das Weib zu ihrem Manne: „Wir können dieses Kind nicht mehr bei uns behalten, denn es ist sehr schlecht in seinem Herzen, wir haben nur Elend von ihm. Komm, laßt uns ausziehen auf die andere Seite des Flusses, wir wollen da ein neues Haus bauen!" Darauf gab der Mann seinem Weibe recht; sie beschlossen, das Kind zurückzulassen und zogen über den Fluß, wo sie einen neuen Wohnsitz aufschlugen. Das Mädchen erwachte am anderen Tage und sah seine Eltern nicht mehr; es ging in das Versammlungshaus, um seinen Vater zu suchen, sah jedoch niemand; da es aber dachte, die Leute könnten auf den Fischfang gegangen sein, setzte es sich hin und wartete bis zum Abend. Als auch dann niemand kam, begann es zu wehklagen und zu rufen: „O weh, nun haben sie mich hier allein zurückgelassen und sind fortgegangen, und ich werde hier wohl sterben, denn ich

habe nichts zu essen." Als es am andern Tage auch keinen ihrer Angehörigen sah, ging es wehklagend auf den Weg, um die Ihrigen zu suchen. Bald kam es an einen großen Fluß, den es noch nicht gesehen hatte, den Kampo. Nun begann es noch lauter zu wehklagen: „Meine Eltern sind gewiß über den Fluß gezogen, und ich kann nicht hinüber, denn der Fluß ist sehr breit und unendlich tief. Ich werde hier nun armselig zugrunde gehen!"

Ein Geieradler hörte das Mädchen, kam heran und fragte, was es wolle. Darauf klagte es ihm sein Leid und sprach: „In das Dorf werde ich nie mehr zurückkehren, denn es erwartet mich dort nur Not und Elend, da ist es doch besser, wenn ich hier im Urwalde von den wilden Tieren zerrissen werde." Den Geieradler jammerte das Leid des Kindes, und er sagte: „Nun wohl, ich weiß, wo deine Eltern sind, ich sah sie über den Fluß ziehen, sie haben sich auf der anderen Seite des Stromes ein neues Dorf gebaut! Höre auf zu weinen, ich will dich hinübertragen; aber dort werde ich dir etwas sagen, und wenn du nicht tust, wie ich dir rate, so wirst du sterben müssen. Hast du gehört?" Das Mädchen sagte ja, und der Geieradler nahm es auf seine Schwingen und trug es auf die andere Seite des Stromes. Hier setzte er es nieder und sprach: „Höre genau, was ich dir sage; deine Eltern wohnen gar nicht weit von hier, es befinden sich sehr viele Ölpalmen an ihrem Platze. Nun fangen sie uns

dort in Schlingen, die sie am Baume angebracht haben; vier meiner Brüder haben sie schon getötet! Wenn du nun dort hinkommst, so iß niemals von dem Fleische, wenn deine Eltern dir es auch aufnötigen; wenn du einen Adler ißt, so wirst du sterben, und ich werde dein Herz und deine Leber aufzehren!" Darauf verschwand der Geieradler.

Nun ging das Mädchen auf dem Wege, den ihm der Adler gezeigt hatte, in das Dorf. Hier traf es seine Mutter, die sich sehr wunderte und zu ihrem Mann sagte: „Wie? Wir haben dieses Kind auf dem jenseitigen Ufer zurückgelassen, wie kommt es nun hierher?" Als es aber Mittag war und die Sonne senkrecht über den Häuptern der Ölpalmen stand, sah das Mädchen, wie seine Mutter das Fleisch eines Geieradlers, den sie eben gefangen hatte, zubereitete, Pfeffer und Salz daran tat und es auf den Tisch brachte. Die Mutter bot es ihm an, das Mädchen wollte jedoch nicht davon essen. Auf die Fragen seiner Eltern, warum es das Fleisch nicht essen wolle und wie es herübergekommen sei, erzählte es seine Geschichte, auch daß der Geieradler gesagt habe, es müsse sterben, wenn es Geieradlerfleisch äße. Nun aber begann die Mutter, der dieses gerade recht war, ein großes Gerede und nötigte die Tochter dringend. Die Tochter wollte aber nichts essen, obgleich sie sehr hungrig war, denn sie hatte zwei Tage nichts gegessen. Als ihre Mutter dieses sah, redete sie ihr noch mehr zu und sagte: „Du törichtes Kind, weißt du denn nicht,

daß dieser Geieradler nicht der ist, der dich über den Kampo getragen hat? Dieser Adler war schwarz und weiß, während jener Adler braunes Gefieder hatte. Du ißt nun sofort davon!“ Des war nun die Tochter müde, und sie sagte: „Nun gut, ich bin der Sache überdrüssig; zwei Tage habe ich nichts gegessen, und wenn dieser nicht derselbe Geieradler ist, so werde ich vielleicht nicht sterben!“ Darauf setzte sie sich zu Tisch und begann auch von dem Fleisch zu essen. Kaum hatte sie aber ihren ersten Hunger gestillt, als sie sich unwohl fühlte und sich niederlegte. Sie wurde immer kränker, klagte sehr und sagte zu ihrer bösen Mutter: „Habe ich dir nicht gesagt, daß ich sterben müsse, wenn du mir von dem Fleisch zu essen gäbest, nun ist alles wahr geworden, mein Herz und meine Leber und alle Gedärme sind zerrissen, und ich muß hier elendig zugrunde gehen.“ Und bald starb sie eines schrecklichen Todes.

Als sie eine Seele war und im Schattenreiche weilte, sagte eine andere Seele zu ihr: „Siehst du, warum hast du nicht gehört, was der Adler dir sagte! Er ist es selbst gewesen, den deine Mutter zubereitet und dir gereicht hatte; und du hast von seinem Fleisch gegessen! Hättest du damals auf seine Worte gehört, so hättest du nicht zu sterben brauchen. Das ist die Strafe für deine Torheit und Undankbarkeit!“

Die Liebesprobe

Es war einmal ein Mann, der hatte einen Sohn mit Namen Schok. Aber er war etwas sonderbar, und weder sein Vater noch seine Mutter mochten ihn leiden. Da sagte er eines Tages zu sich: „Oh, was soll ich tun? Ich werde versuchen, auf eigene Faust ein Mädchen zu heiraten." So ging er denn in ein Dorf, wo er vier Mädchen traf, von denen ihn eine besonders liebte. Schok wollte sie heiraten und blieb so im Dorfe. Am andern Morgen sagte er zu dem Mädchen: „Sag' mal, hat dein Bruder nicht ein Gewehr da? Ich will gern ein Wildschwein schießen." Da rief sie ihren Bruder, und er gab Schok auch ein Gewehr, der aber bat ihn, ihn selbst zu begleiten, da er den Busch nicht kenne. Das tat auch ihr Bruder, und als sie nicht weit gegangen waren, trafen sie wirklich eine Herde Schweine, aus der Schok einen großen Eber schoß. Da bat er den Mann und sagte: „Bleibe doch hier beim Schwein, ich will die Leute aus dem Dorfe rufen, damit sie das Schwein nach Hause tragen und zerlegen." Damit war der Bruder seiner Braut auch einver-

standen. Nun ging Schok ins Dorf, begab sich aber nicht auf den Dorfplatz, sondern stellte sich hinter dem Hause seiner Schwiegermutter auf, und als diese herauskam, um den Abfall auf den Kehrichthaufen zu schütten, rief er sie leise heran und sagte: „Ach, ich habe eine schlechte Nachricht für dich, ich habe deinen Sohn aus Versehen erschossen, da ich ihn für ein Schwein hielt.“ Da rief die Mutter: „Oh, wie kommst du dazu? Ich habe nur diesen einen! Rede mir nicht mehr, wir werden sehen!“ Da rief sie ihren Mann, und Schok erzählte ihm dasselbe; der Mann aber redete heftig auf den Jäger ein und rief Leute, damit sie Schok fangen und töten sollten. Als diese Schok banden, sagte er: „Wartet erst, ich will euch an den Platz führen, wo die Tat geschehen ist.“ Da gingen sie mit ihm in den Wald und trafen an der Stelle ihren Verwandten, der beim Schwein wartete. Schok aber sagte ihnen: „Seht, ich habe nur Spaß gemacht, da ich sehen wollte, wie ihr euch zu mir stelltet. Nun sehe ich aber, daß ihr mich nicht liebt, ich will aber auch nichts mehr von euch und eurer Tochter wissen! Nehmt das Schwein, das mag ich auch nicht mehr! Ich gehe.“ Da ging er alsogleich fort. Nun begab er sich in ein anderes Dorf, wo er auch ein Mädchen sah, das ihn liebte. Er sprach mit den Schwiegereltern und versprach, das Mädchen zu heiraten. So schlief er im Dorfe. Am andern Morgen sagte er zu dem Mädchen: „Hat dein Bruder kein Gewehr da? Ich möchte euch gern ein Schwein

schießen.“ Da rief das Mädchen seinen Bruder, der gab dem Gaste ein Gewehr und ging auf seine Bitte auch mit in den Busch, um ihm die Stelle, wo sich die Schweine aufhielten, zu zeigen. Nun schlich sich Schok an die Herde und erlegte mit seiner Flinte eine große Sau. Da sagte er zu seinem Begleiter: „Bleibe du hier, ich will die Leute aus dem Dorfe rufen, damit sie das Tier nach Hause tragen.“ Hiermit war der Bruder einverstanden, und Schok ging ins Dorf, stellte sich wieder hinter das Haus zwischen die Bananen und rief seine Schwiegermutter leise an, als sie herauskam, um den Kehricht auszuschütten. Er erzählte ihr, er habe das Unglück gehabt, ihren Sohn zu erschießen, da er ihn für ein Schwein gehalten habe. Darauf sagte die Mutter: „Ja, das hilft denn nicht, es hat so sein sollen, mache dir keine Sorgen darum!“ Da ging sie mit ihm ins Haus, und als der Vater kam, erzählten sie ihm auch von dem Unglück. Der sagte: „Das ist keine Streitsache, das macht nichts aus. Wenn du meinen Sohn erschossen hast, so ist das ein Unglück, die Flinte ist Schuld gewesen, nicht du, denn du hast ja nicht die Absicht gehabt, ihn zu töten!“ Nun riefen sie auch das Mädchen, und auch das sagte dasselbe. Da sagte Schok: „Nun wohl, laßt uns an die Stelle gehen.“ Sie gingen mit, und als sie ankamen, trafen sie ihren Sohn beim erlegten Wild ganz munter. Da sagte Schok: „Ich habe nur Scherz gemacht und euch gesagt, ich hätte euren Sohn getötet, weil ich wissen wollte,

ob ihr mich auch liebt; nun habt ihr aber die Probe gut bestanden, denn nun weiß ich, was Liebe heißt!" Da gingen sie alle zusammen mit dem Wild freudig ins Dorf, und Schok heiratete das Mädchen.



Das Seelenkind und das Menschenkind

Es war einmal ein Menschenkind, das gab seine Wohnstätte auf und wanderte weiter wie etwa nach Nsálang. Da traf es einen anderen Mann, der auch seine Wohnstätte dorthin verlegt hatte. Das Menschenkind fragte ihn: „Wer bist du?" Der andere antwortete: „Ich bin ein Seelenkind, und du?" „Ich bin ein Menschenkind", sagte der andere. Da beschlossen beide, gemeinsam ein Dorf zu machen. Das Seelenkind sprach: „Nun sage ich aber eins, Freund, keiner soll eine Streitsache vom Zaune brechen; ich habe hier eine Frau, du hast eine Frau, überhaupt jedem das Seine!" Das war dem Menschenkind recht, und beide gingen daran, eine Pflanzung zu schlagen; das Menschenkind auf der Seite und das Seelenkind auf jener Seite. Nun stand auf der Pflanzung des Seelenkindes ein großer Baum, den begann es zu fällen. Unglücklicherweise fiel er auf das Grundstück des Menschenkindes, da er nahe an der Grenze stand. Als das Menschenkind kam, war es sehr unangenehm berührt und sagte: „Oh, wie kommst du dazu, diesen Baum

auf meine Seite zu werfen, sagtest du nicht: keiner soll eine Streitsache vom Zaune brechen? Darauf erwiderte das Seelenkind: „Oh, es war nur ein Versehen!“ Das Menschenkind antwortete: „Dann nimm ihn auch nur weg, du selbst hast gesagt: „Keiner soll eine Streitsache vom Zaune brechen.“ Da ging das Seelenkind an die Arbeit und schlug dem Baume alle Äste einzeln ab, und schaffte sie vom Felde des Menschenkindes fort — eine große Arbeit, vier Tage lang nichts als Baumschlagen. Schließlich war das zu Ende, und nun wurde Feuer in die Pflanzungen gelegt. Als sie ausgebrannt hatten, kam das Menschenkind und fand viele durch die Hitze getötete Tiere, die es zum Essen mitnahm, so Schildkröten, Schlangen, Schnecken — eine ganze Menge sammelte sich das Menschenkind und ging auch auf das Grundstück des Seelenkindes und sammelte dort weiter. Nun kam das Seelenkind und sah die Spuren in der Asche. Es ging zu dem Menschenkinde und fragte: „Wie kommst du auf mein Feld, gehe jetzt hin, und nimm die Spuren weg, wie ich habe den Baum wegräumen müssen. Wir haben ganz gut verabredet mit: „Keiner soll eine Streitsache vom Zaune brechen.“ Da mußte ja nun das Menschenkind hin und die Spuren wegmachen. Aber je mehr es sich abmühte, desto mehr Spuren kamen hin, bald hatte es hinten welche vergessen, und um dort hinzukommen, mußte es neue Spuren machen. Kurz, man kann sich denken, eine ganz ungeheure Arbeit. Da sagte das Seelenkind zum Menschenkind: „Siehst du, das kommt

davon, hättest du im Anfang nicht gegen das Gebot gefehlt, als du mich hießest, den Baum, der versehentlich auf dein Feld gefallen war, wegzunehmen, so hättest du nun nicht das Nachsehen!"

Und so ist das Gebot des Seelenkindes, man soll keine Streitsache vom Zaune brechen, zu einem geflügelten Worte geworden.

Der kluge Mann und seine dummen Brüder

Ein Mann hatte drei Söhne. Der älteste war klug, die beiden jüngeren aber unvernünftig. Der älteste ging eines Tages in ein entferntes Dorf, um seine Geliebte, die er heiraten wollte, zu besuchen. Seine Mutter kochte ihm Ngon mit Fisch in einem Bündel, das er mitnahm. Als er ungefähr in der Mitte des Urwalds, der zwischen den Dörfern lag, angekommen war, setzte er sich hin, um sein Essen zu verzehren. Das umhüllende Blatt warf er weg in den Busch, wo es aber nicht zur Erde fiel, sondern auf einem Baumstamm, wie dem Manne schien, liegen blieb. Dann ging er weiter in das Dorf, in dem seine Geliebte wohnte; er wurde da von den Leuten begrüßt und freundlich aufgenommen. Seine beiden Brüder folgten, wie sie es vorher versprochen, am andern Tage. Auch sie nahmen Essen in einem Bündel mit und verzehrten es auch an dem Rastplatze in der Mitte des Weges. Das Blatt aber warfen sie nicht vom Wege aus in den Busch, sondern gingen abseits und sahen nun zu ihrem Erstaunen einen toten Elefanten und

darauf das Blatt liegen, das ihr Bruder am Tage vorher weggeworfen hatte. Da vermuteten sie, daß ihr Bruder wohl den Elefanten gesehen, aber ihn vorerst habe liegengelassen und beschlossen nun, ihren Bruder gründlich auszufragen. Als sie ins Dorf gekommen waren und ihn trafen, fragten sie ihn: „Hast du nichts Besonderes unterwegs gesehen? Der Bruder sagte: „Nein." Da fragten sie noch mal: „Weißt du denn nichts Besonderes, was du unterwegs gesehen hast?" Da sagte der andere: „Aber nein, ich habe nichts Besonderes gemerkt, nur, daß das Laub, in das mein Essen eingewickelt war, als ich es wegwarf, auf einen Baum fiel, sonst aber habe ich nichts gesehen." Da fragten die andern noch mal, und als sie dieselbe Antwort bekamen, gingen sie ins Dorf zurück, wo sie die Sache ihrem Vater mitteilten und beschlossen, den Bruder nochmals zu fragen, wenn er zurückgekommen wäre. Nach zwei Tagen kam er auch zurück. Als er zu Hause angekommen war, fragten seine Brüder ihn wieder und bekamen dieselbe Antwort wie vorher. Darauf fragte auch der Vater noch mal, und der älteste Sohn sagte: „Oh, wie fragt ihr mich nur immer so; ich sage euch ja, ich habe weiter nichts erlebt, als daß ich unterwegs mein Essen verzehrt habe, und das Laub habe ich fortgeworfen in den Busch, wo es aber nicht auf die Erde gefallen, sondern an einem Baume hängengeblieben ist." Da sagten die Brüder: „Gut, wir wollen es nun sagen, wir haben an der Stelle, wo du

das Essen verzehrt hast, einen toten Elefanten gefunden, und das Laub, welches du weggeworfen hast, ist oben darauf gewesen." Der Bruder war aber nicht um eine Antwort verlegen. Er entgegnete schnell: „Ja, ich selbst habe auch den Elefanten gesehen und das Laub darauf gelegt und wollte, daß er vor euch geheim bliebe." Sein Vater fragte ihn nochmal: „Ist das auch gewiß wahr?" Da sagte jener: „Gewiß." Nun glaubten ihm alle, und es wurden die Leute alle gerufen, um das Tier zu zerlegen. Das Fleisch aber wurde von dem ältesten Bruder im Dorfe verkauft und das Elfenbein — der Elefant hatte zwei große, schöne Zähne — wurde in einer Niederlassung der Weißen verkauft, und der Mann erhielt viel Geld und viele Sachen dafür, und heiratete damit das Mädchen, welches er liebte.

Daraus ersehen wir, wie dumm die beiden jüngeren Brüder waren, daß sie wegen des Blattes so lange gefragt haben, hätten sie gleich gesagt, sie hätten den Elefanten gefunden, so hätten sie all das Geld verdient, das nun ihr Bruder bekommen hat.

Der Dickkopf und seine Mutter

Es war einmal ein Mann mit einem dicken, dicken Kopf, der hieß Ngógenno, dessen Mutter starb, und er blieb mit seinem Vater allein im Dorf; Geschwister hatte er nicht. Da erschien ihm eines Nachts seine Mutter im Traum und sagte: „Wenn du in den Busch gehst und die Gruben für Tiere siehst, so wirst du hören, daß aus einer Grube irgend etwas zu dir spricht. Darauf mußt du nun hören und genau das tun, was dir gesagt wird." Am andern Morgen sagte der Sohn: „Mir ist so, als ob mir geträumt hätte, ich sollte in den Busch zu den Gruben gehen, da würde ich etwas darin sprechen hören, und dann sollte ich so tun, wie mir gesagt." Da ging er in den Busch und sah die Fallgruben nach. Plötzlich hörte er aus einer Grube eine Stimme, und als er näher kam, sah er seine Mutter drin sitzen, die ihn flehentlich bat, doch zwei Stöcke in die Grube zu stecken, so daß sie dann herauskriechen könnte. Dies tat denn der Sohn auch, aber kaum war die Mutter aus der Grube heraus, als sie sich in einen Elefanten verwandelte und

in den Busch lief. Da war denn der Sohn sehr traurig, ging nach Hause und erzählte seinem Vater, was ihm geschehen war. Der Vater aber schalt ihn sehr und sagte: „Du bist zu dumm, warum hast du das getan, was die Stimme dir sagte, hättest du die Mutter getötet, die doch ein Elefant war, so hätten wir jetzt zwei Elfenbeinzähne und viel, viel Geld, du Dummerjahn!"

Akóne Mfolo und der Sporenkuckuck

Es war einmal ein Mann, der Mfolo hieß, der hatte eine Tochter, Akóne Mfolo. Aber alle Männer, die sich einfanden, sie zu freien, mochte sie nicht. Sie setzte sich in ein Haus, wenn ein Freier kam, und sagte, sie liebte ihn nicht, obgleich sie ihn gar nicht einmal gesehen, sondern nur seinen Namen gehört hatte. So kam eines Tages der Honigsauger, aber Akóne blieb im Hause, sie hörte nur die Stimme des Mannes und sagte gleich: „Nein, ich liebe ihn nicht." So kam der Haarvogel, die Papageientaube, der Graupapagei, der Milan, der Hagedaschibis, kurz alle Vögel, aber keinen wollte die Tochter haben. Schließlich kam auch der Sporenkuckuck, und als sie dessen Stimme hörte, sagte sie sofort: „Ja, diesen Mann liebe ich." So schlief der Sporenkuckuck bei ihr und nahm sie den andern Tag mit in sein Dorf als Frau. Alle Leute aber im Dorfe redeten viel und sagten: „Wie kommt dieses Mädchen, das alle andern Männer immer zurückgewiesen hat, dazu, den häßlichen Sporenkuckuck zu nehmen?" Darauf kam nun der

Vater des Mädchens ins Dorf des Sporenkuckucks, um seine Bezahlung abzuholen. Der Sporenkuckuck gab ihm jedoch nur weniges Speergeld. Da beschwerte sich Mfolo bei ihm sehr darüber, und der Sporenkuckuck versprach, die andern Sachen später bezahlen zu wollen. Nun nahm der Vater das Speergeld und ging damit zu einem andern Manne, um dessen Tochter zu heiraten. Der sagte: „So, für dies wenige Geld willst du meine Tochter heiraten?" Da versprach Mfolo, das andere nachzuliefern. Da willigte der Mann ein, daß die Tochter Mfolo Frau wurde. Nach einiger Zeit drängte der Mann aber auf Bezahlung, er ging zum Sporenkuckuck, um das andere Geld zu holen. Aber der Sporenkuckuck hatte nicht einen Pfennig mehr und mußte daher die Frau zurückgeben, damit Mfolo seine neue Frau mit ihr bezahlen mußte.



Überfetzen in Einbäumen.

Die Rache der Jungfrau

Ekute Essamniamabôge ging einst in das Dorf seiner Verwandten mütterlicherseits, wo er bei seiner Großmutter vorsprach. Er bat diese um eine Medizin für Elefanten, die er schießen wollte. Darauf nahm seine Großmutter ein großes Speereisen, gab es ihrem Enkel und sagte: „Du mußt in den Busch gehen und einen Baum suchen, dessen Äste über einen Elefantenpfad herüberhängen. Dann mußt du das Eisen auf diesen Baum hinaufbringen und es fallen lassen, wenn ein Elefant unter dem Baume vorbeiwechselt." Ekute tat nun, wie ihm geheißen. Er ging in den Busch, hing das Eisen auf einem geeigneten Baume auf und ließ es einem Elefanten in den Nacken sausen, der darunter durchging. Auf diese Weise tötete er einen großen Elefanten, der Epfunge Schok hieß. Darauf ging er in das Dorf und rief alle Leute, die das Fleisch zerlegen halfen. Er selbst behielt viel Fleisch und die Zähne für sich.

Es waren auch viele andere Leute aus den umliegenden Dörfern gekommen, die an der Zerlegung mit

teilnahmen. Einer von diesen Leuten verliebte sich nun in ein sehr schönes junges Mädchen, das er bei diesem Anlaß zu sehen bekam. Er fragte es auch, ob es ihn gern hätte. Darauf sagte es: „Oh, ich habe dich schon gerne.“ Da fragte er es, ob er es nicht entführen sollte. Das Mädchen war damit einverstanden, und der Mann entführte das Mädchen mitternachts in sein Dorf. Dort sagten alle Leute: „Oho, nun hat sich unser Bruder längst ein schönes Weib erheiratet.“ Am Abend aber sagte das Mädchen zu einem andern Mann: „Ach, mein Mann hat gar kein Speergeld an meinen Vater bezahlt. Ich mag nicht mehr bei ihm sein. Kannst du mich des nachts nicht entführen?“ Der Mann tat das, und beide erreichten das Dorf des neuen Mannes. Die Leute dieses Dorfes sagten: „Siehe, was für ein schönes Mädchen unser Bruder entführt hat.“ Am Abend aber sagte das Mädchen zu einem anderen Mann: „Mein jetziger Mann hat gar kein Speergeld bei der Hand und meinem Vater nichts bezahlt. Wenn du mich gern hast, so mußt du mich entführen! Kannst du das?“ Da sagte der Mann: „Ich habe keine andere Antwort als die: wir gehen!“ So entführte er das Mädchen und brachte es in sein Dorf, wo es die Bewunderung der Genossen des Mannes erregte. Nun war Ekute gerade in das Dorf gekommen und sah das Mädchen, das ihm sagte: „Du mußt mich des Nachts entführen, denn mein Mann hat kein Speergeld an meinen Vater bezahlt und besitzt überhaupt nichts.“

Ekute entführte es auch und brachte es in sein Dorf. Dort sah das Mädchen auch die Mutter und Schwester Ekutes, die Schwester war gerade damit beschäftigt, Elefantenfleisch zu kochen. Da sagte das Mädchen: „Oh, entferne hier das Fleisch, es hat einen schlechten Geruch.“ — Der Elefant war nämlich ihr Vater gewesen, den Ekute getötet hatte. — Die Schwester Ekutes entgegnete: „Siehst du denn nicht, daß alle Frauen aus dem Dorfe dies Fleisch essen, warum willst du denn nicht?“ Das Mädchen wollte indessen nicht einmal das Fleisch sehen, und die Schwester Ekutes mußte in ein anderes Haus gehen, wo sie das Fleisch fertig zubereitete. Des Abends legte sich die Schwester Ekutes schlafen. Das Mädchen fand aber in dem Hause, wo die Schwester vorher gewesen war, das Speereisen, womit Ekute den Elefanten getötet hatte. Da legte das Mädchen es ins Feuer, bis es glühend rot wurde und sagte dann zu sich: „Dieses Mädchen und der Mann, der meinen Vater getötet hat, stammt von einem Vater und von einer Mutter. Jetzt werde ich mich an ihm rächen, wie ich es geschworen habe.“ Da nahm sie das glühende Eisen und bohrte es der Schwester Ekutes in den Leib und tötete sie so.

Dann ging das Mädchen hinaus und sagte zu den Leuten: „Ekute hat meinen Vater getötet und ich habe mich nun gerächt. Geht selbst ins Haus und sehet zu. Darauf ging sie fort. Die Leute aber fanden die tote Schwester im Hause.

Wie die Schildkröte die Tochter Essamniamabóges rettete

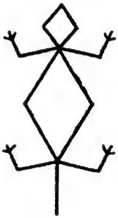
Einst gingen vier Mädchen, die Töchter Essamniamabóges, zum Fischtreiben und fingen viele Fische im Bache, und als sie genug hatten, gingen sie an einen Platz, wo viele Steine waren, um die Fische abzuschuppen. Als sie damit fertig waren, ruhten sich alle auf den Körben aus, aber eins sagte: „Oh, meine Mutter hat nur diesen einzigen Korb, wenn ich darauf sitze, wird er gewiß schlecht werden“, so setzte es sich auf die bloßen Steine. Als die Mädchen nun nach Hause gehen wollten, blieb das, welches sich auf die Steine gesetzt hatte, an diesen kleben, und die andern Mädchen mußten allein nach Hause gehen. Dort erzählten sie der Mutter des Mädchens den Fall und sagten: „Deine Tochter ist im Busch zurückgeblieben.“ Da wurde die Mutter sehr traurig und ging in den Busch mit Essen, um es ihrer Tochter zu geben, und sang unterwegs, um die Tochter aufmerksam zu machen. Das Mädchen antwortete dann darauf. So ging es eine ganze Zeit, immer kam die Mutter in den Busch, um Essen zu bringen und sang

unterwegs. Plötzlich kam der böse Edschibongo des Weges, sah die Tochter und tat auch wie die Mutter und sang — aber alles mit tiefer Stimme, so daß die Tochter sich gleich sagte: „Dies ist meine Mutter nicht!“ und nicht darauf antwortete. Da ging nun Edschibongo fort zu Odschigesöle, dem Zauberer im Dorf, und sagte zu ihm: „Oh, ich habe längst ein schönes Mädchen gesehen, aber ich kann es nicht bewegen, mir Antwort zu geben, obgleich ich ebenso singe wie die Mutter. Da gab ihm der Zauberer Medizin und sagte: „Ja, du mußt ein kleines Messer nehmen wie die Mutter und dann ganz hell singen.“ Das tat denn nun auch Edschibongo, als er in den Wald zurückkam: er sang hell, und das Mädchen antwortete gleich. Da ging er sofort an die Stelle und sagte zu ihm: „Vorher hatte ich dich doch immer gerufen, und du hast nicht geantwortet. Was ist der Grund?“ Das Mädchen aber antwortete nicht. Da nahm Edschibongo die Medizin, tat sie auf den Stein, und das Mädchen wurde von dem Stein frei und stand auf. Edschibongo aber packte das Mädchen in eine große Umhängetasche, die er stets bei sich trug und ging fort nach seinem Hause. Unterwegs im Walde traf er zuerst die Zwergantilope, und diese fragte ihn: „Was hast du denn in deiner Tasche?“ Edschibongo antwortete aber: „O nichts, bloß Baumpilze.“ Da rief das Mädchen aus der Tasche: „Das ist nicht wahr, ich bin die Tochter Essamniamaböges!“ Da ging Edschibongo weiter und

traf die Schwarzsteiß-Schopfantilope und wurde auch gefragt: „Was hast du denn in deiner großen Tasche?" Da sagte er: „O nichts, bloß Baumpilze". Das Mädchen in der Tasche rief aber: „Das ist nicht wahr, ich bin die Tochter Essamniamaböges!" So wurde Edschibongo von allen Tieren, an denen er vorbeikam, gefragt, zuletzt kam er zur Schildkröte. Die fragte ihn auch: „Was hast du denn in deiner großen Tasche?" Edschibongo aber antwortete: „O nichts, bloß Baumpilze." Das Mädchen aber rief: „Das ist nicht wahr, ich bin die Tochter Essamniamaböges!" Da sagte die Schildkröte: „Oh, mein Freund, willst du nicht erst etwas essen, ich werde dir Planten kochen." Des war Edschibongo wohl zufrieden, und die Schildkröte ging ins Haus und kochte Planten und tat alles Schlechte hinein, eine Zaubermedizin, das Gift, und brachte das Essen dem Edschibongo. Der aß denn auch, aber nach kurzer Zeit bekam er schreckliche Leibschmerzen und sagte zur Schildkröte: „Oh, ich fühle mich sehr unwohl, wo ist denn der Abort?" Da sagte die Schildkröte: „Ja, hier ist kein Abort in der Nähe, da ich nur Wasser lasse, du mußt schon in die Luft gehen, wenn du deine Notdurft verrichten willst." Da stellte denn Edschibongo den Korb ins Versammlungshaus der Schildkröte und ging in die Luft, um seine Notdurft zu verrichten. Die Schildkröte aber nahm schnell das Mädchen heraus und brachte es in ihr Haus, dafür tat sie einen weißen Hahn hinein und sagte zu diesem: „Wenn Edschibongo

von den Tieren gefragt wird: „Was hast du denn in deiner Tasche?" Und Edschibongo erwidert: „Bloß Baumpilze." So mußt du sagen: „Das ist nicht wahr, ich bin die Tochter Essamniamabóges!" Das versprach der Hahn, und die Schildkröte fragte zur Probe gleich: „Was hast du denn in deiner großen Tasche?" und antwortete selbst weiter: „O nichts, bloß Baumpilze." Der Hahn sagte darauf auch sofort: „Das ist nicht wahr, ich bin die Tochter Essamniamabóges!" Da sagte die Schildkröte: „Schon gut, ich sehe, du bist sehr verständig." Als nun Edschibongo zurückkam, hing er die Tasche um und nahm von der Schildkröte Abschied. Als er nun weiterging, sagte er, um zu sehen, ob das Mädchen noch in der Tasche sei — er war sehr mißtrauisch — mit verstellter Stimme: „Was ist denn in der großen Tasche?" und antwortete selbst wieder: „O nichts, Baumpilze!" Da rief der Hahn gleich: „Das ist nicht wahr, ich bin die Tochter Essamniamabóges!" Edschibongo dachte nun sicher, er hätte das Mädchen in der Tasche, und ging weiter, bis er in sein Dorf kam. Da rief er alle andern Edschibongo, deren es so viele, viele gibt und sagte: „Kommt alle, schon haben wir eine gute Speise!" Da kamen alle, und Edschibongo machte die Tasche auf — wub, flog der weiße Hahn heraus und fort zur Schildkröte zurück. Weiter war nichts in der Tasche. Da fragten den Edschibongo seine Leute: „Wo ist denn nun die Speise, die du uns versprochen hast?" Der aber sagte: „Ich

habe nichts gesehen, als einen weißen Hahn, der weggeflogen ist, und vorher hatte ich doch ein schönes Mädchen." Da wurden aber alle andern Edschibongo wütend, und sagten: „Du lügst." Sie fingen drauf den Edschibongo, der die Tasche gebracht hatte, töteten ihn und fraßen ihn selbst auf.



Wie die Söhne Essambes Fleisch holten

Essambe hatte eine Schwester, die zugleich seine Frau war, und diese hieß Ojem-Mame (d. h. die alle Dinge kennt). Diese gebar zuerst Beschoo Sama, dann Aba Sama, dann Abòbe Sama, hierauf Ajenne Sama, dann Awûe Sama, dann Ndoo Sama hierauf Melanga Sama. Einst hörte nun Essambe, daß bei den Pygmäen eine Treibjagd abgehalten werde und schickte seinen Sohn, Beschoo, hin, damit er auch das Wildnetz aufstelle und so Tiere fangen helfe. Der kam denn auch mit dem Netze zu den Pygmäen, und diese sagten: „Komm, stelle es hier mit auf!" Beschoo aber erwiderte: „Nein, das mag ich nicht." Darauf stellten die Zwerge ihre Netze auf und gingen daran, die Tiere hineinzutreiben. Als sie aber den Beschoo aufforderten, auch mit zu treiben, sagte der: „Nein, das mag ich nicht." Schließlich hatten die Pygmäen viele Tiere gefangen und sagten zu Beschoo: „Komm, trage die Tiere mit ins Dorf." Das wollte der aber nicht. Als die Pygmäen die Tiere zerteilten, sagten sie: „Nimm von dem Fleisch und tue es in deine Umhängetasche."

Beschoo aber antwortete wieder: „Nein, ich will das nicht!“ So ging er natürlich ohne Fleisch aus und wurde, als er heimkam, von Essambe mit Vorwürfen empfangen. Jetzt schickte der Vater den zweiten, Ndoo, der machte es aber ebenso, nur daß er im Dorfe blieb und Kassave aß. Darauf sendete er Awüe Sama, aber der lachte nur zu allem, was die Zwerge sagten. Bald danach wurde Melanga hingeschickt, der erzählte aber immer Geschichten, und schließlich Ajenne; der entgegnete auf alles, was die Zwerge ihm sagten: „Ja, ich werde sehen.“ Er nahm zuletzt auch Fleisch und brachte es dem Vater. Der lobte ihn und sprach: „Ja, dieser Sohn allein hat Verstand.“

Kleine Geschichten, die zur Entstehung eines geflügelten Wortes führten

Der dein Kind tötet, ist nicht hier, sondern im Dorf!

Ein Weib, das mit ihrem kleinen Kinde zum Fischen ging, traf den Edschibongo am Wasser. Der sagte ihr: „Gib mir das Kind, ich will es halten.“ Da meinte die Frau: „Was? Du bist der böse Mann! Du willst mein Kind töten!“ Der entgegnete: „Nein, der dein Kind tötet, ist nicht hier, sondern im Dorf!“ Da willigte die Mutter ein. „Gut“, sagte sie und gab das Kind dem Edschibongo, der es auch gut wartete, solange die Mutter fischte, und es ihr unversehrt wiedergab, als sie nach Hause gehen wollte. Dort erzählte die Frau ihrem Manne die Geschichte, und der sagte: „Was, dem Mann hast du das Kind gegeben? Morgen werde ich mit zum Wasser gehen!“ Die Frau meinte: „Warum? Er hat es doch ganz gut gehalten.“

Am andern Tage ging das Weib wieder zum Fischen, traf auch Edschibongo wieder und gab ihm das Kind. Er setzte sich auch mit ihm ans Ufer und wartete es. Der Mann war jedoch nachgegangen und kam mit sei-

nem Gewehr in diesem Augenblicke an. Er rief dem Edschibongo zu: „Aha, du bist es also!“ nahm sein Gewehr und wollte auf ihn anlegen. Der aber sagte: „Warte, ich habe das Kind gestern gut behütet: Der dein Kind tötet, ist nicht hier, sondern im Dorf.“ Da wurde der Mann jähzornig, spannte den Hahn und schoß das Gewehr auf Edschibongo ab — doch es versagte. Der aber rief: „Habe ich nicht gesagt, der dein Kind tötet, ist nicht hier, sondern im Dorf!“ Da nahm er das Kind und warf es auf einen Uferfelsen nieder, so daß es auf der Stelle tot war.

Was hättest du mir gegeben, wenn das Schwein getötet wäre?

Ein Mann, der als Gast im Dorfe seiner Braut ist, fragt eines Tages den Bruder des Mädchens: „Sind Schweine in der Umgegend?“ Der Bruder bejaht, und beide beschließen, auf die Schweinejagd zu gehen. Endlich sehen sie auch das gesuchte Wild, der Gast schießt auf ein Schwein, aber dieses geht flüchtig ab, obgleich es gut getroffen ist. Der Bruder der Braut geht es suchen, sieht zuletzt Blutspuren und findet das Tier verendet. Er bedeckt es mit Blättern und geht zu seinem Gaste zurück, dem er sagt: „Oh, wo mag das Schwein sein? Wird es überhaupt möglich sein, es zu finden, so, wo keine Blutspuren hier sind? Was hättest du mir übrigens gegeben, wenn das Schwein getötet wäre?“ — „Einen Fuß!“ Der andere erwidert: „Ja,

das Schwein ist aber leider weggelaufen." Unterwegs fragt der Bruder des Mädchens den Gast nochmals: „Was hättest du mir gegeben, wenn das Schwein getötet wäre?" Der Gast sagt darauf: „Nun, ein Vorderbein mit dem Schulterfleisch." „So," sagt der Andere, „leider ist aber das Schwein nicht getötet!" Sie gehen weiter, der Gast schießt noch eine Rotschwanzmeerkatze und gibt sie seinem Begleiter zu tragen. Nach Überschreiten eines Baches, schon in der Nähe des Dorfes, fragt der Bruder der Braut nochmals: „Was hättest du mir gegeben, wenn das Schwein getötet wäre?" Der Gast wird nun ärgerlich und ruft: „Oh, du hast mich zum Narren! Was fragst du so? — Dann hätte ich das Schwein zur Hälfte mit dir geteilt, von der Schnauze bis zum Schwanz!" Der andere: „Das Schwein ist schon tot!" „Was?" fragt der Gast erstaunt. „Ja," sagt sein Freund, „nun hast du gut geteilt, hättest du das nicht getan, so hätte ich das Schwein im Walde liegen lassen, wo es verdorben wäre. Und keiner hätte etwas davon gehabt, weder du noch ich!"

Kennst du die Zwergantilope?

Ein Weib rief einst den Sohn ihres Mannes, um ihm die Medizin zu machen, daß er ein großer Häuptling würde und viele Frauen heiratete. So kam er denn eines Tages in ihr Haus, und als beide darin waren, sah der Jüngling eine Zwergantilope, die mit der Me-

dizin ins Haus kam, sich auf die Bank setzte, und die Medizin im Essen kochte. Als es fertig war, gab sie dem Jüngling mit dem Löffel die Medizin ein und ging von dannen. „Nun, sagte das Weib, darfst du keine Zwergantilope mehr essen; wenn die Leute eine geschossen haben, so sollst du auch nicht das Fleisch mit den Händen berühren oder über das Blut hinwegsteigen, auch fangen sollst du keine!" Das versprach der junge Mensch auch, und in nicht zu langer Zeit war er ein gemachter Mann. Er hatte viele Sachen und eine Menge Weiber bekommen. Eines Tages ging er in den Wald und machte Fallgruben, und als er am anderen Tage nachsah, fand er eine Zwergantilope darin. Indem er die Blätter, die die Grube verdeckten, beiseite räumte, sagte die Zwergantilope zu sich: „Oh, dieser gleicht ja dem Manne, dem ich die Medizin gemacht habe!" Dem Manne aber rief sie zu: „Kennst du mich nicht?" Der Mann sagte: „Nein." „Was," sagte die Zwergantilope, „kennst du mich wirklich nicht?" Als der Mann wieder verneinte, entgegnete die Zwergantilope: „Wenn du mich kennst, so hilf mir heraus, ich gehe dann in mein Land, kennst du mich aber nicht, so töte mich!" Da sagte der Mann: „Nein, woher soll ich dich kennen?", nahm einen Eichenstock und schlug in die Grube, um das Tier zu töten. Die Antilope lief aber auf die andere Seite und rief: „Wie, du willst mich wirklich totschlagen; du kennst mich nicht?" Da hieb der Mann nochmals zu und traf die Zwerg-

antilope auf den Kopf, so daß sie bald verendete; dann nahm er sie auf den Rücken und trug sie ins Dorf. Kaum aber war er angelangt, als alle seine Weiber fortliefen, und dann kamen auch alle Leute und nahmen ihre ausgeliehenen Sachen und ihr Geld wieder an sich, so daß der Mann im Dorfe vollständig mittellos war. Da ging er zu dem Weib, das ihm die Medizin gezeigt hatte und dieses sagte: „Wie, du hast die Zwergantilope getötet? Habe ich dir nicht gesagt, du sollst keine Zwergantilope fangen oder totschlagen? denn sie hat dir die Medizin gebracht!" Der Jüngling meinte nun: „Ach, mache mir noch einmal Medizin!" Jene aber sagte: „Nein, das kann ich nicht mehr, du hast dein eigen Glück nun selbst zerstört."

Fragt man daher gesprächsweise einen Mann: „Kennst du die Zwergantilope?" Und bejaht er, so weiß man, daß er sich erwiesener Wohltaten dankbar erzeigen wird.

Mangama und Otetek.

Mangama und Otetek waren zwei Brüder von einem Vater und einer Mutter, und Mangama war der ältere. Beide wohnten in einem Dorfe, und zwar Mangama oben und der jüngere unten, so daß bei Regen der ganze Schmutz des Dorfplatzes, auch von Mangamas Seite, in das Versammlungshaus des Otetek gespült wurde, und dieser nichts weiter zu tun hatte, als den Schmutz zu entfernen. Er tat das auch immer ohne Murren. Lud Otetek seinen Bruder zum

Essen, so erschien dieser mit Gewehr und in voller Ausrüstung, als ob er auf einen Raubzug ginge, legte alles ins Versammlungshaus und kam dann zum Essen. Otetek bemerkte das und sagte dem Mangama: „Wie kommt es, mein Bruder, daß du hier als Gast mit dem Gewehr und deiner ganzen Kriegsausrüstung kommst, als wenn es in den Kampf ginge?" Mangama aber erwiderte: „Oh, das ist so meine Sitte!" Da sagte ihm der Jüngere: „Ja, ehe du nicht einen ums Leben gebracht hast, wirst du die Forschigkeit nicht lassen!" Lud Mangama dagegen den Otetek ein, so nahm letzterer erst ein Maisspindel an Stelle von Papier, ging nach dem Abort, wo die Sitzung eine halbe Stunde dauerte, und kam dann in aller Gemächlichkeit zum Essen, das unterdessen längst kalt geworden war. Eines Tages sagte Mangama: „Laßt uns zu einem Rechtsstreit gehen, der im nächsten Dorf abgehalten wird, ein Mann von dort hat uns gerufen!" Während Otetek sich erst langsam fertig machte, hatte Mangama schon Gewehr, Speer und die gewohnte Kriegsausrüstung angelegt und rauschte von dannen, gerade wie ein Elefant. Noch hatte er das nächste Dorf nicht erreicht, als er strauchelte, hinfiel und sich einen Speer in den Bauch rannte. Er war tödlich verwundet. Nach geraumer Zeit kam dann Otetek ganz gemächlich an, und als er seinen Bruder sah, sagte er ihm: „Siehst du, habe ich dir nicht immer gesagt, du würdest dein hastiges Wesen nicht eher ablegen, bevor du jemanden getötet hast! Nun

hast du dich selbst umgebracht, und alle die Weiber im Dorfe, die vielen, die du dir durch deine Geschäftigkeit erworben hast, nützen dir nun nichts mehr, denn ich werde sie erben!"

Aha, du hast Schweinefleisch gegessen!

Es war einst ein Mann, der hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, auch keine Brüder. Da erschien ihm eines Nachts im Traum sein Vater und sagte: „Oh, mein Sohn, du bist dumm und wirst nicht hören, was ich sage. Du hörst nicht auf ein vernünftiges, menschliches Wort!" Der Sohn sagte: „Oh, laß mich doch erst mal hören!" Da sagte der Vater: „Gehe morgen in den Busch, da wirst du einen großen Djavebaum finden, und darunter viel Kardamomgebüsch, da ist es gut für dich zu wohnen und eine Pflanzung zu machen. Sprich nur den Wunsch aus, so wird alles geschehen, was du sagst." Am andern Tag, als der Sohn sich aufmachte, ging er auch gleich, wie ihm befohlen war, in den Busch und fand auch den Djavebaum mit dem vielen Kardamom darunter, da sagte er: „Oh, hier ist es in der Tat gut für eine Pflanzung." Kaum hatte er das gesagt, als sich schon der Busch in eine Pflanzung verwandelt hatte. Da sagte der Sohn weiter: „Ich möchte hier doch auch ein Dorf und viele Weiber." Auch dieser Wunsch wurde im Augenblick erfüllt, und ein langes Dorf dehnte sich aus, und er hatte Weiber in Hülle und Fülle. So lebte

der Mann plötzlich herrlich und in Freuden. Eines Nachts aber erschien ihm wieder der Vater im Traum und sagte: „Mein Sohn, du hast keinen Verstand und wirst noch sehen! Nun, etwas hast du ja jetzt bekommen, da du getan, wie ich dir gesagt habe, aber eine Sache sage ich dir: du darfst kein Schweinefleisch essen.“ Darauf verschwand der Vater wieder, und der Mann lebte gemütlich weiter und zeugte viele Söhne, von denen der älteste ein sehr guter Jäger war und auch viele Schweine schoß, deren Fleisch er unter die Brüder verteilte, während der Vater nichts davon aß. Eines Tages hatte er nun wieder ein großes Schwein geschossen, und als er es verteilt hatte, sagte er sich: „Oh, meine Brüder stehlen doch gerne das Fleisch, ich werde mir meinen Teil gut aufbewahren“, und stellte das Fleisch in einen großen Topf in seines Vaters Haus. Dann ging er seinen Geschäften nach. Als sein Vater kam und in dem Hause herumsaß, verspürte er mächtigen Hunger, und als er den großen Topf aufdeckte, sah er das Schweinefleisch darin. Da sagte er: „Was soll ich machen?“ und nahm sich den Löffel aus Schneckenschale, um die Brühe zu schöpfen, aber sofort hörte er hinter dem Hause ein Räuspern: „Hm, hm“, und eine Stimme sagte: „Du darfst kein Schweinefleisch essen, sonst wirst du unglücklich!“ Da ging er hin und sah nach, aber er sah keinen Menschen, dann nahm er wieder den Löffel, aber die Stimme erklang wieder, da ging er nochmals hin, fand aber wieder keine Spur

von einem Menschen. Da sagte er: „Oh, ich sehe doch niemanden. Wenn wieder die Stimme ruft, so werde ich mich nicht stören lassen." Da nahm er den Löffel und aß — aß — aß. Danach ging er ins Versammlungshaus und setzte sich nieder. Schon kam sein ältester Sohn gegangen und sagte: „Aha, mein Vater hat Schweinefleisch gegessen," und ging auf der andern Seite zum Dorfe hinaus, und dann kamen seine anderen Söhne und sagten dasselbe und gingen, und seine Frauen kamen und sagten: „Aha, mein Mann hat Schweinefleisch gegessen!" Da gingen sie fort und kamen nicht wieder, und als der Mann sich verwundert umblickte, war kein einziges Haus mehr da, alles Kardamomgebüsch, wie zuvor, und das Versammlungshaus, unter dem er eben gesessen hatte, stand nicht mehr, sondern über ihm wölbte sich die Krone des Djavebaumes, und alles war wie früher.

Von Großmut und Dankbarkeit.

Einmal veranstalteten die Leute eine Treibjagd, bei der das Wild gegen Stellnetze gejagt wird, zum Zweck, einen Leoparden zu schießen. An der Jagd beteiligte sich auch als Gast ein Junge aus einem anderen Dorfe. Gerade an der Stelle, wo dieser am Netzkreis stand, versuchte der Leopard zu entschlüpfen. Er flehte den Jungen, der den Speer schon erhoben hatte, an: „Töte mich nicht; ich bitte dich, sage den Leuten die Lüge, ich sei nicht hier durchgekommen." Da hob jener das

Netz hoch und gab dem Leoparden die Freiheit wieder. Nach längerer Zeit ging der Junge nach einer anderen Ortschaft auf Besuch. Als er sich da durch ein Bad erfrischen wollte, warnten ihn die Dorfbewohner: „Sieh dich vor, ein Leopard haust dort, und der hat schon viele Menschen getötet. Man kann dort nicht baden gehen!" Der junge Gast kümmerte sich nicht um das Gerede, sondern sagte: „Oh, das macht mir nichts aus", nahm Gewehr und Jagdzeug, ging an den Fluß, legte dort seine Sachen ab und wollte baden. Schon kam der Leopard und wollte sich auf den Jungen stürzen. Der aber sagte: „Töte mich nicht, ich habe dich doch damals aus dem Netze befreit. Die Leute sagten alle, du tötetest alle, die hierher gingen. Nun strafe sie Lügen!" Da ließ der Leopard von ihm ab, und er ging ins Dorf, wo sich die Leute nicht genug wundern konnten, daß die Sache gut abgelaufen war.

Zweierlei Reden töteten die Wasserralle mitsamt ihrer Frau.

Die Wasserralle ging einmal im Urwald spazieren, um Nahrung zu suchen, und begegnete dem Leoparden, der bei sich dachte: „Oh, dieses Tier hat so lange Zehen, viel länger als ich, vielleicht ist es sehr gefährlich!" So fragte er den Vogel: „Mein guter Freund, sage mir, was machst du denn eigentlich mit deinen Zehen?" Der Angeredete erwiderte: „Oh, ich kann alles machen, was ich will, da ich gewaltig stark bin mit meinen Krallen!"

Da floh der Leopard schleunigst aus dem Bereiche dieses schlimmen Vogels und ging weiter. Nicht lange, so begegnete er dem Weibchen der Wasserralle, das nach Würmern scharrte, und vom Leopard gefragt wurde: „Nun, mein Freund, was machst du denn mit den langen Krallen?" „Oh," meinte es, „die sind weiter gar nicht gefährlich, ich brauche sie, um Würmer aus der Erde zu ziehen." Da sagte der Leopard: „Ach so, und ich dachte, das wäre eine gar gefährliche Waffe." Sprach's, sprang zu und erwürgte den armen Vogel. Dann schlich er zurück, um auch noch das Männchen zu suchen. Und richtig traf er es am Rande eines Gewässers, wo es Regenwürmer suchte. Da tötete der Leopard es auch und fraß es auf.

Geben oder nehmen?

Eine Frau hatte drei Söhne, die alle bucklig waren. Eines Tages sagte die Mutter zum ältesten: „Wenn du dein Gebrechen los werden willst, so mußt du auf den Platz gehen, wo früher das Dorf stand, dort wirst du jemand finden, der dir Anweisung gibt, wie du zu tun hast." Der Sohn tat auch, wie seine Mutter ihm riet. Als er an den bezeichneten Platz kam, hörte er, daß eine alte Frau seinen Namen rief, da trat er heran, und die Alte sagte zu ihm: „Dein Gebrechen wird von dir genommen werden, wenn du tust, wie dir gesagt wird. Gehe nun in das nächste Dorf und schlafe dort. Nachts wirst du es auf dem Dache klopfen hören, und

eine Stimme wird dich fragen: „Geben oder nehmen?“ Dann antworte nicht: „Geben“, sondern „Nehmen“, und alles wird gut sein.“ Da tat der Jüngling wie ihm befohlen. — Als er nachts im Dorfe schlief, weckte ihn ein Klopfen auf dem Dache, und eine Stimme rief: „Geben oder nehmen?“ Da sagte er: „Nehmen.“ Er schlief wieder ein, und am andern Morgen, als er aufwachte, war auch richtig der Buckel abgefallen und lag auf dem Bette. Da ging er erfreut zu seiner Mutter und die sagte: „Siehst du, habe ich es dir nicht gesagt?“ Da riet die Mutter dem zweiten Sohne genau wie dem Ältesten und alles verlief ebenso wie vorher, und auch er wurde vom Buckel geheilt. So sagte die Mutter dem Jüngsten ebenso, und der ging auch auf den verlassenen Platz. Wie er aber sah, daß ihn bloß eine alte Frau rief, wollte er nicht kommen. Abends legte er sich in demselben Hause schlafen, wo seine Brüder gelegen hatten. Da hörte er es nachts auf dem Dache klopfen und die Stimme rief: „Geben oder nehmen.“ Der Junge antwortete schnell: „Geben“, denn er glaubte wohl, es handelte sich um schöne Sachen, die ihm gegeben werden sollten. Dann schlief er wieder ein, aber, als er am andern Morgen aufwachte, hatte er auch auf der Brust noch einen großen Buckel und war ganz verunstaltet. So ging er zu seiner Mutter zurück und die sagte: „Ja, dieser mein Sohn hat nicht gehört, was ich ihm gesagt habe. Nun ist nichts mehr dabei zu machen.“

Der Krieg mit den Zwergen

Ein Bassamann, namens Mwe-Njemma, sagte einst einen großen Tanz an, zu dem auch alle anderen-Stämme so die Ntum, Jaunde, Bene usw. eingeladen waren. Mwe-Njemme hatte eine Tochter, die Ntsam-Mwe hieß. Zu dem Tanzfest waren nun auch alle Zwerge herbeigekommen, aber sie sonderten sich von den anderen ab; die anderen Leute hatten sich oben, die Zwerge unten im Dorfe versammelt. Nun ging die Ntsam-Mwe zum Wasserholen an den nahen Bach, und dabei mußte sie bei den Zwergen vorüber. Als sie mit dem Wasser zurückkam, sagten diese zu ihr: „Liebe uns!" Ntsam-Mwe sagte: „Wa—as?" Die Zwerge wiederholten: „Liebe uns!" Da erwiderte das Mädchen: „Oh, was, ich habe euch noch nie gesehen, und nun sagt ihr: „Liebe uns?" Ich glaubte bisher, die Zwerge wären wie Tiere, und nun trifft mich so etwas!" Da ließ es den Topf fallen, so daß alles Wasser auslief, und der Topf zerbrach, und lief schleunigst ins Dorf, wo es seinem Vater die Sache erzählte. Der sagte: „Was, du bist doch ein Menschenkind, und

die Zwerge habe ich doch bisher für das gleiche gehalten wie die Tiere im Busch." Dann nahm er seine Speere und eilte dorthin, wo die Zwerge waren und machte ihnen Vorwürfe. Aber keiner der Zwerge wollte das Mädchen gefragt haben. Da sagte der Mann: „Wie? Ihr kommt soeben zum ersten Male aus dem Busch, und wir haben euch für Tiere gehalten. Nun sagt ihr meiner Tochter: ‚Liebe uns?'" Da nahm er seinen Speer, warf ihn unter die Zwerge und tötete einen von ihnen. Die anderen liefen fort in den Busch. Dort sagten sie zueinander: „Oh, wie kommt es, daß diese Menschen unseren Genossen ganz um nichts töten, wir haben doch weiter nichts getan, wir wollen nun auch Leute des Mwe töten." Dann schlichen die Zwerge zurück und lauerten den Leuten aus dem Dorfe auf und töteten mit ihren Speeren zwei Leute des Mwe. Die Bassa folgten aber den Zwergen nach und töteten deren drei. Als diese wieder an ihrem Platze waren, berieten sie, was man tun solle und sagten: „Oh, jene Leute haben vier von uns getötet, wir nur zwei von ihnen, lasset uns das Mädchen suchen, das diese Streitsache verursacht hat." So lauerten sie denn dem Mädchen auf an allen Stellen, und sahen es auch eines Tages, als es zum Wasserholen ging. Da warfen die Zwerge einen Speer auf es und trafen es auch, aber das Mädchen entkam und lief zu einem Mann aus der Familie Ekanga, namens Ndongo, der es heiraten wollte und sagte: „Die Zwerge haben mich mit einem Speer

geworfen, mache mir Medizin." Dann nahm die Mutter des Ndongo Planten und gab sie dem Mädchen; aber das hatte sie kaum gegessen, als es schon starb. Da sagte der Mann: „Oh, nun ist das Mädchen, das ich heiraten wollte, gestorben, so unter meiner Hand, was soll ich tun?" Er nahm dann den Schmuck, den es umhatte, begrub es und ging zu dem Vater des Mädchens und sprach: „Deine Tochter ist von den Zwergen ermordet worden; sie kam zu mir und starb in meinem Hause trotz der Medizin. Der Schmuck, den es getragen hatte, ist hier. Wenn du willst, so mache ich Krieg mit den Zwergen, da sie meine Auserwählte getötet haben." Der Vater antwortete: „Nein, das will ich nicht, ich habe genug Mädchen, ich werde dir eine andere geben. Die Streitsache mit den Zwergen werde ich selbst abmachen." Das geschah auch, der Mwe rief alle seine Leute zusammen und die Zwerge, die auch kamen. Als die Sache fertig beraten war, entschied man darüber durch eine geheime Abstimmung und die Zwerge wurden verurteilt. Da gingen sie alle fort in den Busch, ohne zu bezahlen. Von dieser Zeit her stammt die Feindschaft mit den Zwergen.

Bilderverzeichnis

Nach Originalaufnahmen des Herausgebers hergestellt bei F. A. Brockhaus in Leipzig

I. Ajong mit den Papageien . . . . vor Titel
II. Eingang in den Urwald . . . . . vor Seite 33
III. Sangneger . . . . „ „ 49
IV. Dorfstraße mit Bananen . . . . . „ „ 65
V. Im Versammlungshaus . . . . . „ „ 81
VI. Auf dem Dorfplatz in Makonanam „ „ 97
VII. An der Badestelle . . . . „ „ 109
VIII. Das Dorf Alén — „Die Ölpalme“ „ „ 126
IX. Abendtrunk . . . . „ „ 145
X. Übersetzen in Einbäumen . . . . . „ „ 177

Inhalt

Seite

Einführung I

Erklärende Märchen

Wie die Tiere zu Hörnern und Stoßzähnen gekommen sind:
Die Geschichte vom Melámela 12

Warum die Tiere kein Feuer haben und wie die Haustiere zu den Menschen gekommen sind:
Die Haustiere 18

Warum das Flugeichhörnchen weder zu den Säugetieren noch zu den Vögeln gehört:
Das tote Flugeichhörnchen 22

Warum die Achatschnecke einen klagenden Ton von sich gibt:
Die Klage der Schnecke 22

Wozu die in der Luft schwebenden Spinnenfäden gemacht sind:
Wie die Schildkröte die Tochter Essamniamaböges freite 25

Wie die Tiere schuld daran wurden, daß sie durch Pfeil und Bogen, Angeln und Stellnetze getötet wurden:
Die Tiere und die Faserpflanze 27

Woher die Krankheiten gekommen sind:
Das Märchen von Etakollo und der kranken Frau 30

Unterhaltende Märchen

Tiermärchen

Seite

Wie die Schildkröte im Wettstreit mit dem Leoparden ein Kinderarmband erlangte 33
Wie die Schildkröte dem Leoparden das Fleisch stahl 35
Der Leopard und die Antilopen 39
Schildkröte, Elefant und Krokodil 48
Elefant und Papagei 49
Nashornvogel und Kampfadler im Streit um den Fruchtbaum 53
Der Honigdiebstahl 56
Wie der Leopard der Schildkröte das Fleisch stahl 58
Wie die Schildkröte den Leoparden schreckte . . . 60
Der Leopard, die Zwergantilope und der Varan . 62
Der Elefant und der Quastenstachler 66
Die Spitzmaus und die Kröte 68
Die Tiere und der Nußbaum 71
Der weiße Schimpanse 74
Die Fliege und die Tiere 79
Schildkröte, Leopard und Schimpanse 85

Märchen aus dem Menschenleben

Zaubermärchen

Der Weiberfeind 87
Der Bruder und die Schwester 90
Ekute Essamniamaböge bei den Seelen 95
Die Zaubermedizin 106

Seite
Ntengone 108
Der Elefantenjäger und das Zaubermädchen 111
Der Freßsack als Elefant 116
Die bösen Schwestern 119
Matitei 123

Belehrende Märchen

Man soll auf seinen Vater hören

Der doppelte Vater 127
Der ungehorsame Sohn 129

Man soll seinen Schutzgeist achten

Der eigensinnige Sohn 131
Der Geieradler und das Kind 134

Man soll auf seine Frau hören und sie gut behandeln

Die Geschichten von Bömme und seiner klugen Frau Niendaß (Jaundemärchen) 136
Das Feuerholzspalten
Das Honigausnehmen
Das Maisrösten
Das Ausnehmen der Eingeweide der Elefanten
Das Teilen der Maisvorräte
Wie Bömme seine Frau um ihr Essen betrog
Der Menschenfresser und der Mann 143
Der Menschenfresser und das Weib 147

Man soll freigebig, bescheiden und dankbar sein, verzeihen und mit den Nachbarn in Frieden leben

Die Hamsterratte und der Schmetterling 151

Seite

Wer allzuviel haben will, bekommt nichts 155
Der Freßsack 157
Der Geieradler und das Mädchen 159
Die Liebesprobe 163
Das Seelenkind und das Menschenkind 167

Man soll klug handeln und sich nicht verblüffen lassen

Der kluge Mann und seine dummen Brüder . . . 170
Der Dickkopf und seine Mutter 173
Akóne Mfolo und der Sporenkuckuck 175
Die Rache der Jungfrau 177
Wie die Schildkröte die Tochter Essamniamabóges rettete 180
Wie die Söhne Essambes Fleisch holten 185

Kleine Geschichten

die zur Entstehung eines geflügelten Wortes führten

Der dein Kind tötet, ist nicht hier, sondern im Dorf 187
Was hättest du mir gegeben, wenn das Schwein getötet wäre? 188
Kennst du die Zwergantilope? 189
Mangama und Oteteк 191
Aha, du hast Schweinefleisch gegessen! 193
Von Großmut und Dankbarkeit 195

Seite
Zweierlei Reden töteten die Wasserralle mitsamt
ihrer Frau 196
Geben oder Nehmen? 197

Geschichtliche Erzählung

Der Krieg mit den Zwergen 199

Bilderverzeichnis 202

Druck von Radelli & Hille in Leipzig